



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N. 1.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman von H. Rosenthal-Bonin.

(Alle Rechte vorbehalten.)

I.

Das Feuerschiff Numero drei der Elbemündung, das eine kurze Strecke hinter der großen rothen Tonne das letzte Signal ist, welches das Festland müdeherzig den Schiffen in die See hinaus gerückt, um ihnen die Fahrstraße zu bezeichnen, hatte eben seine Laternen aufgestellt und ein Mann war jetzt beschäftigt, an einer Glocke am Vordertheil des halbrunden, dickwandigen Schiffsbauwerks die üblichen Abendschläge auszuführen, als derjenige Wärter, welcher das Licht besorgt hatte, auf den Kameraden zutrat, seinen Arm anhielt und fragte: „Hörst Du nichts?“

„Was denn?“ forschte Jener.

„Es klang wie ein Schuß und es war mir, als sah ich auch das Pulver aufblitzen,“ erklärte der Feuerwächter Klas Holtrup seinem Gehülfe.

„Wo hinaus?“ erkundigte sich der Angesprochene.

„Nord-Nord-Ost!“

Und beide Männer lauschten jetzt, das Haupt vorgebeugt, nach der bezeichneten Richtung.

Es war ein kalter, dämmeriger Novemberabend. Die Nacht vorher und den ganzen Tag hatte es rasend aus Norden gestürmt. Der Wind hatte dicke Wolken, Kälte und Schnee mitgebracht, den Herbst sofort in den Winter umgewandelt. Mit Anbruch des Abends war der Wind gefallen, aus finsternem Himmel fielen einzelne große Schneeflocken und das Meer ging hoch und erregt. Da die Luft so ruhig war, hatte es den Anschein, als ob der Sturm in das Meer gesunken sei und die jetzt in toller Wuth das Leben fortsetzte. Es war daher bei dem Brausen und Tosen der kochenden See schwierig, irgend ein anderes Geräusch zu vernehmen.

Da sahen die Männer deutlich in dem schnell sich verstärkenden Dunkel einen schwachen Feuerschein und vernahmen bald darauf einen dumpfen Schall, dem drei, vier ähnliche — wie hastig — folgten. „Ein Schiff in Noth!“ rief der Wächter.

Darauf läutete der Gehülfe schnell, und beide Männer stiegen nun eilfertig die Schiffstreppe hinab und schleppten einen Kasten auf das Deck.

Wenige Augenblicke später stieg zischend eine Rakete in den dunklen

Nachthimmel hinauf und dann verbreitete ein blaues bengalisches Licht, an einer Stange hoch emporgehoben, anhaltend seinen Schimmer von dem Schiffe nach der Küste zu. Der ersten Rakete folgten mehrere.

Jedemal, nachdem der Feuerstreifen erloschen und die rothe Kugel in der Luft verglommen war, spähten die Männer nach der fernen Küste. Jedoch kein Zeichen der Erwiderung folgte von dort. Es blieb still und dunkel.

„Der Schnee muß zwischen uns und ihnen stärker fallen, sonst müßten sie's sehen,“ nahm endlich Klas Holtrup das Wort.

„Wir sollten noch ein Licht anzünden,“ meinte der zweite Wächter.

Das geschah, und von Neuem sprühte die blaue Flamme. Da erklangen Schüsse — ganz deutlich — und Feuerschein huschte über die See.

„Sie sind uns nahe, ich schätze eine halbe Meile,“ ließ Klas vernehmen. „Hier sollte eine Rettungsstation sein und nicht drei Stunden hinterwärts,“ brummte der Wächter. „Wir wollen auf sie zuschießen,“ schloß er, und nach der offenen See hinaus stiegen jetzt die Feuer Signale prasselnd in die Luft.

Von dort regte sich nichts. Tösend wogten die schwärzlichen Wasser, hoch auf bäumten sich die Wellen am Schiff und spritzten eisfalten Schaum hinauf, der im Licht der Seitenlaternen unheimlich glitzerte. Sonst blieb Alles todt und still.

„Gott sei ihren armen Seelen gnädig!“ betete der zweite Wächermann.

„Im Namen Jesu Christi, Amen!“ fügte Klas ernst hinzu, und dann standen die mit Südwester und getheerten Mänteln bekleideten wetherharten Schiffleute und starrten noch eine Weile stumm in die See hinaus.

Darauf begaben sie sich in die Kajüte hinab, um schweigend ihr kargliches Abendmahl, bestehend aus Thee, Schiffszwieback und Speck, zu verzehren.

Klas Holtrup schien jedoch keine Ruhe finden zu können. Er stellte seine Kupfertanne zurück auf den Ofen, setzte den Südwester wieder auf und stieg dann, das Nachtfernrohr in der Hand, die schmale Treppe zum Deck empor.

Dort stand er jetzt und schaute in die See hinaus.

Der Himmel war schwarz und der Schnee fiel stärker. Es sah seltsam aus, wie die still herabschwebenden großen Kloden von dem unruhigen Meer verschlungen wurden. Das Licht der Laternen eben warf einen immer breiter werdenden erhellten Kreis in's wogende Element hinaus.

Plötzlich erschien es Klas, als ob etwas Schwärzliches in dieser lichtdunstigen Bahn schwankte.

Er ging an die Glocke, schlug stark darauf und schaute wieder aus.

Darauf griff er unter den Mantel, nahm ein kleines Messinghorn hervor und blies einen durchdringenden Ton.

Sofort erschien der zweite Wächter; er trug Hafen und Seile.



Ein schmucker Rekrut. Originalzeichnung von Fr. Auling. (S. 6.)

Klas Holtrup deutete auf die See. „Es schwimmt etwas,“ sprach er, „ob's gesteuert wird, kann ich nicht sehen. Ich glaube, es ist ein Boot,“ und er gab das Fernrohr dem Gehülften.

Dieser schaute lange in den Lichtkreis.

„Ein Boot ist's und ein Mann,“ erklärte er; „wenn's nicht aus dem Strom kommt, ist's in fünf Minuten hier; gesteuert wird's nicht, der Mann liegt drin.“

Die Männer standen am Bugspriet des Schiffes und schauten abwechselnd durch das Rohr; der Schnee fiel dichter und der Lichtkreis ward dunkler.

Plötzlich rief Klas: „Vorbei an Luv!“ ergriff das Seil, schlang es sich unter den Armen durch und schlang sich über die linke Seite des Schiffes zum Wasser hinab.

Der Gehülfe zog das Seil straff. „Obi!“ ertönte es von unten. Der Wächter auf Deck ließ das Seil nach, schnürte es eilig an der Eisenstange des Lichtgerüsts fest, nahm einen großen Haken und eilte dorthin, wo sein Gefährte über Bord gesprungen; dort sah er ihn jetzt im Wasser sich an ein Boot klammern, das, nur einige Fuß von dem Feuerschiff entfernt, höchst bedenklich den dicken Wandungen sich näherte. Jetzt ließ Klas das Boot los, dieses schoß gegen den roten Rumpf des Signalschiffes, krachte, schlug um, brach die Spitze des Hafens, mit welchem der Gehülfe es vorbeisteuern wollte, ab, so daß der zweite Wächter hart auf den Boden stürzte. Blühschnell jedoch erhob sich der Mann wieder, zog die Leine an, die Klas umschlang, und dann einen andern Haken herablassend, holte er aus dem brausenden Wasser den Feuerwächter empor, der eine Gestalt, mit den Armen umschlossen, fest an sich gepreßt hielt.

Dieser ganze Vorgang hatte kaum zwei Minuten gedauert.

„Ein Mann, John!“ leuchtete Klas, als er wieder auf den Füßen stand. „s ist höllisch kalt, wie Dezemberwasser, ich hält's keine Viertelminute länger ausgehalten,“ stieg er athemlos hervor, sich das Wasser abschüttelnd, „wollen hoffen, daß's kein Todter ist, dann lehnt ein felches Bad sich nicht, das Einem einen Schnupfen für die Ewigkeit anhängen kann. Wollen ihn in's Warme bringen!“ schloß Klas, die niedergesetzte leblose Gestalt an den Schultern fassend.

John nahm die Füße. „Er ist leicht wie ein Frauenzimmer,“ sprach er. „Ein Schiffer ist's nicht,“ bemerkte er weiter, und die beiden Seelente trugen jetzt die der See entrissene Beute in die Kajüte hinab.

Der enge Raum der Kajüte war von zwei Dellampen hell erleuchtet, und ein kleiner Kochofen verbreitete behagliche Wärme. Man könnte hier ganz vergessen, daß man sich viele Stunden weit vom Lande, mitten im winterlichen Meere befand, wenn nicht ab und zu ein Stoßen und Schwanken des Schiffes, das Rassel der Ankerketten und das Anschlagen der Wogen gegen die Wandungen sehr ernst in's Gedächtnis gerufen hätten, daß das Wohl und Wehe dieser Bohnstauden an der Festigkeit einiger Kettenglieder hing.

Die Männer legten ihre Last auf eine Strohmattre und begannen die Belebungsversuche.

John nahm eine Lampe und leuchtete der Gestalt in das Gesicht. „Es ist ein feiner Junge,“ sagte er.

„Sein Herz schlägt noch,“ bemerkte Klas. „Nach! Grog, John!“

Bald duftete das starke Getränk durch die Kabine und Klas geh' vorsichtig einige Tropfen dem Geretteten in den schmallippigen Mund.

Der Erstarrte zuckte mit den bläulichen Augenlidern; darauf gab ihm Klas größere Portionen des heißen Universalmittels der Seefahrer.

Nach einigen Minuten schlug der junge Mann ein Paar große, dunkle, ausdruckslose Augen auf, bewegte die Lippen, wandte sich auf die Seite und fiel in einen tiefen Schlaf, dessen leiser, aber regelmäßiger Athem darauf hinwies, daß der Aufgefundene dem Leben wiedergegeben.

Nachdem die Wärter sich jetzt umgekleidet, erforderte der immer stärker werdende Schneefall eine besondere Aufsichtigung der Lampen im Leuchttorbe, die sie einige Stunden auf Deck hielt; als sie wieder in die Kajüte kamen, fanden sie den Fremden auf seinem Lager sitzend und sich aufmerksam in der Kajüte umschauend.

„Das ist doch nicht der ‚Don Basilio‘?“ fragte er den eintretenden Klas in etwas festem, jedoch an den Hamburger Dialekt anklingendem Deutsch.

„Wart Ihr auf dem?“ versetzte Klas dagegen, „dann wird wohl kein Balken mehr davon zu finden sein.“

„Also war es kein Traum, kein entseßlicher Traum?“ murmelte der junge Mann.

„Nein, Herr,“ erwiderte der Wächter, „das war wahrhaftig kein Traum, bei einem Haar lägen wir Beide jetzt drunten und tanzen mit dem Tiefwasser. Ich wollte Ihr Boot vom Schiffe abhalten, nachdem ich vergeblich versucht, hineinzukommen, da schlug es gegen; ich mußte machen, daß ich davon wegkam und wollte Sie doch nicht untergehen lassen. Na, ich erwischte Sie im letzten Augenblick beim Mantelfragen und John, der zweite Wärter, zog uns heraus. — Sie sind auf Leuchtschiff drei vor der Elbe.“

„So nahe am Ziel!“ sprach leise der Gerettete.

„Also Ihr Kurs war Hamburg?“ erkundigte sich Klas Holtrup.

„Es war schrecklich!“ fuhr der junge Mann mit matter Stimme schauernd fort. „Dem Dampfer — er kam von Lissabon — brach plötzlich die Schraube, das Eisen fuhr

durch das Schiff, das Wasser drang ein und löschte das Feuer. Das Steuer gehorchte nicht mehr, und — wir waren dreißig Personen an Bord — Alles eilte zu den Booten, — sie schlugen um. Ich sprang in das Wasser, bevor das Schiff sank, und wie ich wieder emperkam, sah ich neben mir ein Boot treiben; wohl eine halbe Stunde dauerte es, bis ich hineinkam, dann fiel ich um vor Schwäche, Angst und Erschöpfung, und was dann geschah, erfahre ich von Ihnen. — Haben Sie Dank! Aber mit meinem Gepäck habe ich Alles verloren, was ich besaß; es war nicht viel, jedoch wer wenig hat, dem ist das Reichthum!“ schloß der junge Mann wehmüthig.

„Nun, das Beste habt Ihr gerettet, Freund,“ tröstete Klas, „das Leben und die Gesundheit, denn Eure Glieder sind heil, wie ich sehe; Ihr seid noch jung und die Welt steht Euch offen. Jetzt aber eßt zuerst etwas und trinkt was Warmes, dann müßt Ihr mir von Amts wegen einige Fragen beantworten, die ich in mein Logbuch einzutragen habe. Morgen wollen wir an's Land telegraphiren, daß sie Euch abholen.“

John, der zugleich die Dienste des Kochs und Stewards zu versehen hatte, brachte jetzt ein tüchtiges Stück Pötsfleisch, Eier und Thee, — auch die Rumflasche fehlte nicht — und die drei Männer machten sich eifrig daran, nach so viel Aufregung und Arbeit auch gebührend sich zu stärken.

Der Gerettete zeigte, daß er dem Verhungern nahe gewesen und jugendliche Spannkraft und einen jugendlichen Magen hatte.

Das Mahl wurde von den Wärtern schweigend und bedächtig eingenommen; die Rumflasche hatte heut durch vermehrte Rationen die gute That zu lohnen.

John räumte mit gediegener Schiffersforgfalt den Tisch ab, verstaute das Uebriggebliebene in der Vorrathskammer und dann helte Klas sein Logbuch vor. „Am 25. November, sieben Uhr zwanzig Minuten,“ sprach er eintragend. „Wind: Nord-Nord-Ost, bewölkt, Schnee, See hohl, unruhig nach Sturm von Nord —

„Also Ihr Name, Herr?“

„Paul Roda.“

„Alter?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Beruf?“

„Rumstreiter.“

„So?“ Klas schaute auf und blickte den jungen Mann scharf an. „Vom Schiff ‚Don Basilio‘?“ fuhr er fragend fort.

Paul nickte.

„Von Lissabon nach Hamburg?“

„Ja!“

„Versunken nach Schraubenbruch vor dem Vogelsand, etwa um Sieben — das wird stimmen?“

Der junge Mann bejahte. „Es war halb Sieben,“ fügte er hinzu.

„Geborgen auf Feuerschiff drei durch Klas Holtrup und John Werden, ohne sichtbare Schädigung an Leib und Leben. Sie fühlen sich nicht krank?“

„Nein!“ bestätigte der junge Mann.

„Eigene Aussage des Geretteten,“ fügte Klas hinzu.

„So, jetzt müssen Sie das unterschreiben,“ sprach der Feuerwächter und schob Paul Roda das Buch hin.

Dieser unterzeichnete, dann folgten Klas und John seinem Beispiel.

„Jetzt ist Alles fertig, Herr,“ nahm darauf Klas wieder das Wort. „Morgen werden Sie wohl abgeholt werden. Ich möchte mir aber noch eine Frage erlauben,“ setzte er, den jungen Mann aufmerksam anschauend, hinzu. „Sind Sie verwandt mit dem Senator Wallroden in Hamburg?“

Er starb vor vier Jahren.“

Der junge Mann verneinte. „Ich erinnere mich nicht, den Namen je gehört zu haben,“ erklärte er. „Mein Vater starb vor zehn Jahren in Madrid; er war allerdings aus Hamburg, mehr weiß ich jedoch auch von seinen Verhältnissen nicht.“

Der junge Mann gab diese Auskunft mit sich verfinsterten Mienen, man sah ihm an, daß es ihm peinlich war, von seinen Familienverhältnissen zu sprechen.

Klas, der scharfe Augen hatte, merkte das. „So, so,“ gab er darauf zurück. „Ihr Gesicht und Ihre Gestalt hat so gewisse Ähnlichkeiten, die mich an meinen frühern Herrn erinnern. Er war ein großer Redner, mein Herr, ich Schiffszimmermann und Steuermann, wie es kam. Na, es gibt wunderbare Naturspiele,“ schloß Klas, immer aufmerksamer verstohlen das Gesicht seines Geretteten prüfend.

„Jetzt wird Euch eine gute Ruhe wohl thun. Geruhsame Nacht!“ wünschte er und suchte dann seine Kojen auf, dem Fremden John's Bett, der heute Nachtdienst hatte, anweisend, und bald trat die Stille der Nacht in der Kajüte ein, nur unterbrochen durch zeitweiliges Steigen und sich Senken des Schiffes, wobei die Lampen in dem Kugelgelenk höher aufklafferten und durch den unregelmäßigen Anprall der sich beruhigenden See an die Schiffswände hin und her schwannten.

Als die Sonne am nächsten Morgen durch schwere, weiße Nebel sich Bahn brach, zeigte sie einen bläulichen Winterhimmel und eine mäßig bewegte hellgrüne See. Das Feuerschiff war jedoch so stark beschneit, daß die Wärter und auch der fremde Mann mit Besen und Schaufeln stark zu thun hatten, das Signalschiff von der schweren Last zu befreien und die Laterne durch die bereisten Töne herunter auf das Deck zu bringen; dann hießte John die blaue Signalfarbe auf, welche am Lande berichten

solle, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sei und ein Wachtschiff herüber kommen solle.

Gegen Mittag wurde der Horizont ganz klar, und jetzt zeigte sich am Lande, an der Signalstation, ein Antwortzeichen in einer rothen Flagge Halbmaße, die anzeigte: „Signal verstanden — Schiff unterwegs,“ und gegen drei Uhr sah das Feuerschiff das Wachtschiff auf sich zusteuern.

Drei Beamte der Hamburger Hafenpolizei erschienen an Bord des Feuerschiffes, nahmen Kopie von der Eintragung des Logbuches, setzten ein Protokoll auf über das, was Klas Holtrup von Nothschiffen gesehen, gehört, und erbielten Paul Roda von Klas und John formell überliefert.

Der junge Mann drückte seinen Rettern bewegt die Hand.

„Lebt wohl, Herr,“ sprach Klas mit einem eigenthümlichen Beben der Stimme; „Ihr habt das Gesicht von Jemand, der mir viel Gutes erwiesen, und wenn ich Euch einmal irgendwie helfen kann, so denkt an Feuerschiff Nummer drei, an Klas Holtrup; was ich habe, Herr, theil' ich mit Euch. Meine Augen haben mich noch nie getäuscht, — Ihr seid nicht Der, für den Ihr Euch haltet.“

So sprach er mit unterdrückter Stimme zu dem jungen Mann.

Dieser schaute verwundert den alten Seemann an. „Ihr irrt Euch sicher, ich sagte die Wahrheit,“ antwortete er, „aber Euer Wohlwollen und Euer hochherziges Handeln will ich dankbar im Gedächtniß behalten; nicht an Euch ist es, mit mir zu theilen, sondern ich habe, so lang ich lebe, Verpflichtungen gegen Euch, daß will ich gedenken!“

Die Beamten mahnten zur Abfahrt, da die Nacht jetzt schnell hereinbrach, und unter gegenseitigem Winken und Hutschwanken schwante die Hafenbarriere vom Leuchtschiff fort und war nach kurzer Zeit nur noch ein schwarzer Punkt für die Wärter und besonders für Klas Holtrup, der ihr gedankenvoll nachschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Wohlstand und die Mittel zu seiner Beförderung.

Von

Dr. H. Gaffus.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß der Tugend der Sparsamkeit aus dem großen Garten der Dichtung selten ein freundlicher Gruß entgegenweht. Vom Standpunkt des Dichters mag es richtig sein; ein sparsamer Mann ist kein poetischer Vorwurf, er ist und bleibt der berechnende Philister, mit dem der Dichter nichts anfangen kann. Und darum glaube ich auch nicht, daß Rückert mit seinem bekannnten schönen Wort:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten“ —

eine poetische Verherrlichung des die heutige Zeit charakterisirenden Eigennuzes bezweckt.

Unter diesen Umständen ist es wohl nicht überflüssig, um Entschuldigung zu bitten, wenn ich hier mit einem so durch und durch prosaischen Gegenstand vor den Leser trete.

Die Genügsamkeit ist eine hohe Eigenschaft des Menschen, aber „Reichthum schadet nicht, und Armuth macht nicht glücklich,“ sagt der neuere Volkswirth. Es ist deshalb das Streben des Menschen, reich werden zu wollen, oder doch wenigstens in einem gewissen Wohlstand durch das Leben hindurch zu gehen, an und für sich nicht zu tadeln, so lange dieser Zug nicht krankhaft ausartet.

Volkswohlstand ist aber nur vorhanden, wenn jeder Einzelne oder doch möglichst Viele sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen, und die Besserung des Volkswohlstandes kann nur dadurch erreicht werden, wenn die Verhältnisse der Einzelnen nach dieser Richtung gebessert werden.

Nun ist es aber eine weise Einrichtung des Himmels, daß er uns das Brod nicht gebaden von oben herab zusendet; erst muß der Pflug zur Aufnahme des Samenforts die Furche ziehen, ehe das dampfende Brod appetitlich zum Anbeissen vor uns steht, und manche Mühe und Fleiß ist darauf zu verwenden, ehe wir zum Genuß der Gottesgabe gelangen. So ist es schon zu Vaters Zeiten gewesen und so wird es trotz Dampf und Elektrizität bleiben. „Alles hat seine Zeit.“ Trotz alles Fortschrittes und aller Erfindungen auf dem Gebiet der Landwirthschaft und der Technik muß dem Ernten erst das Säen vorangehen, das ist ein Naturgesetz, das auch im Leben sonst gültig bleiben wird, nur wird freilich manchmal ein Anderer ernten, als Derjenige, welcher gesät hat.

Der Wohlstand des Einzelnen und des ganzen Volkes kann nicht mit einem Zauberstabe geschaffen werden; nur ganz allmählig zeigt er sich bei treuer Pflüge und unverdrossener Arbeit. Unverdrossene Arbeit, nicht ermüdende Sparsamkeit und verständige Benützung aller redlichen Mittel und Vortheile führen allein zum Wohlstand; alle übrigen Wege in Lotterien, Spekulationen und dergleichen sind „Holzwege“, an denen selten Jemand Freude hat, der sie betritt.

Das sind ja aber bekannte Geisheiten, die schon hundert- und tausendmal uns viel besser gesagt worden sind, als das hier der Fall ist, wird mir mancher der Leser entgegennehmen. „O, id mein' man!“ sagt Möller Vossens Friedrich.

Den Wunsch, ein reicher Mann oder eine reiche Frau zu werden — Hand auf's Herz! — hat wohl Jeder schon einmal gehabt oder hat ihn noch, aber so ganz im Stillen.

Wir ist das aber mit dem Reichwerden immer so vorgekommen, als gelte es, eine hohe Bergwand zu ersteigen, die schroff und jäh nach der einen Seite abfällt und nur auf einem langen, mühsamen Umwege von der andern Seite zugänglich ist. Erst geht's durch einen langen, endlosen Hohlweg, der auch nicht die geringste Aussicht bietet; hat man diesen hinter sich, dann muß man weites, flaches Feld überschreiten, ganz allmählig den Berg hinan, mühsam

Schritt für Schritt und in keinem Wirtshause an der offenen Landstraße darf man Rast machen. Endlich, auf halber Höhe, kommt man in den Wald, da marschirt sich's schon ein gut Theil besser, es gibt jetzt hin und wieder schon einen kleinen Durchblick, an welchem man merken kann, daß man dem Ziele näher ist.

Das ist aber nicht Jedermanns Sache, einen solchen langweiligen und mühseligen Weg einzuschlagen. Die meisten Menschen wollen unter allen Umständen gleich den schroffen Abhang sofort erklimmen, sie nehmen gewaltige Anläufe und machen dabei die possirlichsten Sprünge, aber jämmerlich zerhunden kommen sie wieder unten an.

Die Kaulpe ist nur ein unscheinbares Thierchen und doch kann sie uns in dieser Beziehung eine recht nützliche Lehre geben, wenn man darauf achtet. Obwohl sie kaum von der Stelle zu kommen scheint, so ist ihr doch der höchste Baumwipfel nicht zu hoch.

In früheren Jahren war im Allgemeinen das Reichwerden eine viel schwierigere Aufgabe wie heutzutage; das glauben zwar Viele nicht und meinen, ja wenn ich damals schon lebte, da hätte ich es anders anfangen wollen, dajumal waren andere Zeiten.

Andere Zeiten waren es, das ist nicht zu leugnen; aber zum Erwerben und Sparen war die Zeit noch niemals so günstig wie jetzt, denn überall fängt man an einzurücken, welcher Segen dem gesammelten Wohlstand erwächst, wenn der Einzelne zu einer vernünftigen Einsicht in solchen Dingen angehalten und erzogen wird, und überall werden deshalb Wegweiser hingestellt und Einrichtungen getroffen, das Publikum in diesen Bestrebungen zu unterstützen.

Diese Einrichtungen, welche den Wohlstand des Volkes und des Einzelnen zu fördern und zu erhalten bestimmt sind, kennen zu lernen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Das erste und überaus wichtige Mittel zur Hebung des Wohlstandes sind unstreitig die Sparkassen.

In dem von den vielen und langen Kriegen ausgehagelten und verarmten Deutschland gab es zu Anfang dieses Jahrhunderts nur wenig Menschen, die an das Sparen denken konnten. Die Wenigen, die es thaten, sammelten sich die Speisehälter und verwahrten sie in dem bekannten Strumpf, ganz heimlich, daß ja Niemand etwas davon merken dürfte. Und dennoch ist Deutschland dasjenige Land, in welchem die erste Sparkasse errichtet wurde. Der Stadt Hamburg gebührt der Ruhm, vor mehr als hundert Jahren (1778) die erste Sparkasse dem Publikum eröffnet zu haben. Einige Städte, wie Oldenburg, Göttingen und Kiel, sowie mehrere große Orte der Schweiz folgten diesem Beispiel. In London wurde diese Einrichtung erst 1816 getroffen; Berlin eröffnete 1818, Wien 1819 und Dresden 1821 die erste Sparkasse.

Von da ab fand die Idee der öffentlichen Sparkasse bald großen Anklang, so daß man jetzt kaum noch ein deutsches Städtchen ohne diese wohlthätige Einrichtung finden dürfte.

Im Königreich Sachsen, wo das Sparwesen wohl am weitesten in das Volk eingedrungen ist, kommt gewöhnlich auf den dritten Kopf der Bevölkerung ein Sparkassenbuch. Das ist doch ein gutes Zeugniß, welches sich ein Volk damit ausstellt.

Und unter welchen Umständen sind diese Resultate erzielt? Man gehe nur einmal beispielsweise zu Anfang des neuen Jahres auf die Expedition der Sparkasse eines größeren Ortes. Geduldig steht dort das Publikum stundenlang Kopf an Kopf, um sein gutes Geld gegen einen nur sehr mäßigen Zinsfuß einlegen zu können. Wahrlich, bequem ist uns unser Sparen bisher nicht gerade gemacht worden. Und welche ansehnliche Revenue fließt dem Stadtsäckel daraus? Vor einigen Jahren ging ich zufällig durch die Anlagen einer schleswigholsteinischen Stadt. Ueber den breiten, teichartigen Stadtpark waren zwei elegante eiserne Brücken (Laufftege) gelegt, auf deren Grahndel die Worte standen: „Erbaut aus den Ueberschüssen der Sparkasse 1876.“

Es geht mich ja nichts an, in welcher Weise dieser oder jener Magistrat die Ueberschüsse der städtischen Sparkasse verwendet, aber vielfach ist es mir vorgekommen, als betrachtete man diese Wohlfahrtsanstellung in erster Linie als milchgebende Kuh für die städtischen Einnahmen, während ihr doch wohl eine ganz andere Stellung im Leben der Gemeinde zusteht.

Wie oft habe ich es bedauert, daß zum Beispiel am Samstag Abend die städtischen Sparkassen geschlossen bleiben; die Kneipen sind aber um diese Zeit gewiß geöffnet. Wie manches Marktsäcklein wäre nach meiner Ansicht an einem solchen Abend statt in die Tasche des Wirtshaus in die Sparkasse gewandert und der Arbeiter hätte am Sonntag Morgen einen klaren Kopf und das Bewußtsein, für Frau und Kind und auch für sich selbst etwas Gutes gethan zu haben.

Vielleicht ist unter meinen Lesern dieser oder jener Herr Stadtrath, der mir zuruft: „Sonderbarer Schwärmer, ich kann doch keinem Beamten zumuthen, daß er sich zu einer solchen Zeit noch an die Kasse legen soll!“

O Herr Stadtrath, ich mein' nur! „Gelegenheit macht Diebe“, sagt das Sprüchwort, und ich sage: „Gelegenheit macht Sparer.“

Das ist die große Bedeutung der gegenwärtigen Vorgänge auf dem Gebiet, daß die Gelegenheit zum Sparen durch die verschiedenen Einrichtungen in Schul-, Post- und Pensionskassen immer mehr dem Volke geboten wird. Vor Allem ist es die Sparkasse, welche einen außerordentlichen Einfluß auf das Kind auszuüben vermag. Das Kind lernt rechtzeitig den Werth des Besitztums schätzen. Das Sparen ist unter Umständen nicht leicht, es ist eine Kunst, und was Hänschen nicht lernt, lernt Hans gar nicht oder doch nur sehr schwer.

Man sollte meinen, das wäre so einfach und so selbstverständlich, daß die Schulen solche Anregungen mit Freuden ergreifen müßten. Wir Deutsche sind nun einmal das Volk von theoretischen Bedenken und unsere Herren Lehrer haben sich aus allerlei sogenannten „pädagogischen Gründen“ — davon versteht nun der einfache Menschenverstand nichts — mit großer Wehrheit auf dem kasseler Lehrertag gegen die Sparkassen erklärt. Nach dem Bericht des französischen Ministers des öffentlichen Unterrichts waren im Jahre 1883 in Frankreich beinahe 20,000 Sparkassen (19,433) mit über neun Millionen Franken Einlagen vorhanden.

Was verstehen die französischen Lehrer von „pädagogischen Gründen“, der „Schulmeister von Sadowa“ muß es besser wissen!

Ich will durchaus nicht verkennen, daß auf dem Gebiet der deutschen Sparkassen auf Anregung einzelner tüchtigen Männer, welche mit Erfahrung und gutem Willen ausgerüstet sind, schon so manche Verbesserung eingetreten ist. So muß ich unter Anderem hier rühmend der Vorgänge in Darmstadt Erwähnung thun.

Dort wurde die erste Pensionsparkasse eröffnet, die weiteren Anklang gefunden hat. Man erkannte dort sehr richtig, daß das Sparen nicht mit so und so viel Mark, sondern schon mit Pensionsbeginnen müsse, und da in allen Dingen und namentlich beim Sparen, der Anfang sehr schwer ist, so müssen dem Volk die ersten Anfangsgründe der Sparkasse möglichst leicht und mündig gemacht werden. Nicht die Bequemlichkeit der Verwaltung oder die hohe Rente der Kasse darf für ein derartiges Unternehmen maßgebend sein.

Die Einrichtungen der Pensionsparkasse — nach dem Muster der englischen Postsparkasse — sind ziemlich einfach. Die Sparkasse errichtet verschiedene Verkaufsstellen ihrer Sparmarken. Nun kauft der Sparer, sobald er in der Lage ist, eine, zwei oder drei „Pünfs“ oder Pensionsmarken, die er in das Sparbuch oder auf eine besondere Sparkarte, wie Briefmarken auf einen Brief, klebt. Ist die Sparkarte mit zehn Pensionsmarken oder mit zwanzig Pünfsmarken beklebt, so übergibt der Sparer sie der Sparkasse, die ihm ein gewöhnliches Sparkassenbuch über eine Mark Einlage ausliefert. Jede neue vollbelebte Sparkarte gibt im Sparkassenbuch wieder eine neue verzinsliche Guthchrift.

Die Darmstädter Pensionsparkasse berichtet hierüber: „Der erste Anfang des Sparens wird häufig mit fünf Pünfs gemacht. Später überzeugt sich die Mehrzahl dieser Anfänger, wie viel leichter ihnen das Sparen wird, als sie meinten, sie bringen größere Beträge und viele derselben sind der Pensionsparkasse untreu geworden und legen jetzt Mark direkt in die städtische Sparkasse ein.“ Das sind Erfolge, an welchen das Herz jedes Freundes des Volkes keine Freude haben muß.

Ein weiterer Fortschritt auf dem Gebiet ist ein engerer Anschluß der einzelnen Sparkassen, um auf Antrag des Sparers das Sparbuch, das beispielsweise in Trier ausgestellt wurde, auf die Sparkasse in Breslau oder sonst wo zu übertragen, so daß der Sparer auf Grund dieses Trier'schen Sparbuches ein anderes für Breslau bekommt oder in Breslau die Einlage zurückfordern kann, die er in Trier gemacht hat.

Leider können noch nicht alle Klassen aus dem bequemen Schlen-drian herauskommen und sich solchen berechtigten Neuerungen anschließen. Doch ich hoffe auf ein recht wirksames Mittel und das ist die zu erwartende Konkurrenz mit den Postsparkassen.

Die Postsparkasse nach dem englischen Muster wird zwar dem deutschen Sparwesen direkt keine neuen Wege zeigen, aber sie wird zunächst eine wohlthätige Konkurrenz den lästigen Kassen bereiten, und was ich außerdem als einen Hauptgewinn dabei betrachte, sie wird Tausende neuer Sparstellen und damit erfahrungsgemäß viele Tausende von neuen Sparern schaffen.

Alle diese Kassen, welche wir bisher betrachteten, könnte man die Sparkassen mit liberalem Sparprogramm nennen, sie stellen es nämlich dem Sparer anheim, Beiträge zu machen, wenn er es eben kann, und das Ersparnis nach Ablauf einer vorher festgesetzten Kündigungsfrist zu jedem beliebigen Zweck und zu jeder beliebigen Zeit wieder zurückzunehmen.

Diesen Sparkassen mit liberalem Programm stehen die Gelegenheits- und Zweckparkassen gegenüber. Was ich darunter verstehe, wird der Leser sehr bald an nachstehenden Beispielen begreifen.

In Leipzig besteht außer der städtischen Sparkasse seit dreißig Jahren der sogenannte „Leipziger Sparverein“ mit der Devise: „Spare in der Zeit, so hast du in der Noth.“

Mit dem ersten März jeden Jahres eröffnet der Verein die Sparzeit, mit Ende Oktober schließt er sie und bringt das Ersparnis zur Verteilung an die Sparer. Der Frühling und Sommer mit den geringen Bedürfnissen ist die Sammelperiode für die Bedürfnisse des Winters. Der mir jedoch in die Hand gekommene dreißigste Jahresbericht gibt außerordentlich interessante Daten über die Thätigkeit dieses segensreichen Unternehmens. So waren im Jahre 1880 6412 Sparer mit 178,774 Mark Einlagen und im Jahre 1884 5603 Sparer mit 153,244 Mark Einlagen. Der Rückgang dieses Jahres beträgt also 25,530 Mark Einlagen.

Das ist das giffermäßige Ergebnis der Folgen eines Strikes im Frühjahr dieses Jahres, welcher in Leipzig ausgebrochen war.

Ja, „in Politik machen“ kostet Geld, was nun freilich die armen Leute nicht einsehen wollen und doch bezahlen müssen.

Dieser Verein ist also, wenn man ihn so nennen will, eine Gelegenheits- oder Zweckparkasse, er benötigt als Sammelperiode die günstigen Verhältnisse des Sommers zum Zweck der Erleichterung zur Anschaffung der Winterbedürfnisse, oder um Mittel zu sammeln für die erwerbslose Winterzeit.

Als eine Gelegenheitsparkasse muß die vor einigen Jahren mit großer Kasse in Deutschland auftauchende, jetzt aber wohl vollständig von der Bildfläche verschwundene Rabattparkasse angesehen werden. Soweit ich mich noch der schönen Prospektie erinnere, war in denselben wirklich tolles Zeug versprochen. Wenn die Väter und Mütter fleißig diese Sparkasse benutzten, so wurde ihnen in Aussicht gestellt, daß ihre Enkel demalst aus den aufgesparten Rabatten Feine, Licht, Häringe, Wurst, Semmel, Brod, Rod und Hefe und alle sonstigen Bedürfnisse umsonst bekommen würden. Das sollte nun in folgender Weise geschehen: das Publikum sollte für sofortige Bezahlung Rabatt verlangen und deshalb nur bei denjenigen Schneidern, Schuftern, Kaufleuten und so weiter kaufen, welche dem Verein beigetreten sind, das heißt, die dem Verein Rabattmarken abnehmen. Lasse ich mir nun bei einem Schneider einen Anzug machen, der beispielsweise 80 Mark kostet und bezahle sofort baar, so muß mir der Schneider eine Rabattmarke des Vereins mitnehmen über vier Mark geben, die mir der Verein wieder abnimmt und nun verzinst. Nach fünfzehn Jahren sind bei Zins auf Zins zu fünf Prozent schon acht Mark aus jenen vier Mark Rabatt geworden, und nach sechzig Jahren geht mein Enkel oder Urenkel auf die Rabattparkasse, holt sich achtzig Mark und läßt sich einen neuen Anzug machen, bekommt wieder eine neue Rabattmarke und so geht das Ding weiter. Keineswegs will ich die Sache in's Lächerliche ziehen, nur möchte ich vor allen übertriebenen Hoffnungen über das Leistungsvermögen solcher Kassen warnen. Gegen das unglückselige Vorgewiesene muß in anderer Weise zu Feld gezogen werden als durch solche Einrichtungen. Die Rabattparkasse ist ein zu künstlicher Mechanismus, von dem ich kaum glaube, daß er je Eingang in den breiten Schichten des Volkes finden wird.

Es gibt nun eine große Anzahl von Gelegenheiten und Zwecken, wo eine Sparkasseneinrichtung angebracht ist. So sollen zum Beispiel in der Schweiz Miethjinsparkassen bestehen, wo der vierteljährliche Wohnungsmiethzins wochenweise von den kleinen Miethern

zusammengespart werden kann. Ähnlich steht es mit den Konfirmationsparkassen, die das Geld erst mit dem Abgang aus der Schule den Schülern zur Anschaffung eines Konfirmationsanzuges oder zur Ausstattung, bei den Knaben für die Lehre, bei den Mädchen für den Dienst, zurückgeben. So viel über unsere Spar-einrichtungen!

Es sollte mich freuen, wenn der eine oder der andere geehrte Leser oder Leserin daraus eine Anregung erhalten hat und sich für oder in seinem Kreise diese verwerthen wollte. Es ist das ein ergiebiges Feld, auf welchem noch viel zu thun bleibt.

Mit dem Sparen eng verwandt und für den Wohlstand ebenso wichtig ist das Versicherungswesen. Wenn die Sparkasse nur den Zweck verfolgt, größere oder kleinere Kapitalien zu bilden, so ist die Aufgabe der Versicherungskasse, für vorhandene Kapitalwerte Ersatz zu schaffen, sobald sie durch gewisse Vorkommnisse vernichtet werden sollten. Die Versicherungskassen sind also niemals Kapitalbildnerinnen, sondern Kapitalerhalterinnen. Man sagt, daß unter Umständen Kapital zu erhalten oft schwerer sei, als es zu verdienen, und das hat seine gewisse Berechtigung.

Wenn das Haus abbrennt, die Früchte des Feldes verheheln, die Güter des Kaufmanns vom türkischen Meer verschlungen werden, so gehen Kapitalien verloren, wenn nicht anders die Versicherungskassen als Ersatz eintreten. Jedermann, der also solcher Möglichkeit ausgesetzt ist, wird daher wohlthun, wenn er sein Hab und Gut rechtzeitig versichert.

Nun ist unter allen Gütern des Menschen keine Arbeitskraft das höchste, das aber gleichzeitig den mannigfachen Gefahren ausgesetzt ist. Krankheit, Unfälle und der Tod umhellen uns jeden Tag und fordern bald Tiesen oder Jenen als Beute. „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben“, ist eine Mahnung, die Jeder beherzigen sollte. Eine solche vernünftige Bestellung seines Hauses ist aber die Versicherung des Lebens bei einer guten Lebensversicherungsgesellschaft.

Durch Zahlung eines jährlichen Beitrages erwirbt man den Seinigen ein Kapital, welches fällig wird, sobald der Tod der versicherten Person eingetreten ist. Der jährliche Beitrag oder die Prämie ist um so geringer, je jünger man sein Leben versichert.

Nun kann man bei Abschluß der Versicherung verschiedene Bedingungen stellen, zum Beispiel, daß das versicherte Kapital nicht bloß beim Tode, sondern schon nach einer gewissen Reihe von Jahren unter allen Umständen fällig werden soll, auch wenn bis dahin der Tod nicht erfolgte. Solche Versicherungen nennt man „abgefürzte“ oder „gemischte“ Lebensversicherungen; sie sind nicht bloß Versicherungen, sondern auch eine Art von Sparkasse. Bei ihnen erscheint die Lebensversicherung nicht nur als eine Kapitalerhalterin, sondern auch als eine Kapitalbildnerin.

Diese Versicherungsform hat in neuerer Zeit vielen Anklang gefunden; auch die Versicherungsgesellschaften haben sich nicht leicht dabei und kultivieren sie mit großer Vorliebe, denn sie erhalten hohe Prämien und verringern sich dabei gleichzeitig ihr Risiko.

Keineswegs ist damit das unerwünschte Gebiet an Kombination in der Lebensversicherung zu Ende. Es können in Bezug auf die Formen der Prämienzahlung, die Fälligkeit der Versicherungs-summe weitere Bestimmungen getroffen werden. Ferner können sich Eheleute oder Kompagnons gegenseitig so versichern, daß das Kapital fällig wird, sobald Einer von ihnen, oder ein Bestimmter von ihnen zuerst stirbt. Die Prospektie der Gesellschaften geben genügende Auskunft darüber, nur schickt sich nicht Eines für Alle!

Viele Lebensversicherungsgesellschaften haben außer der eigentlichen Lebensversicherung noch sogenannte „Nebenbranchen“.

Zu diesen Nebenbranchen gehören die Gruppen der Lebensfallversicherungen und der Rentenversicherung.

Ich will zunächst die Rentenversicherungen beleuchten.

Was ein Rentier ist, das weiß wohl jedes Kind; aber der Begriff Rente ist in seiner vollen Bedeutung nicht so bekannt, als man gewöhnlich annimmt. Alle Geldeinnahmen, welche sich regelmäßig wiederholen, kann man als Rente bezeichnen. Für den Kapitalisten sind die Zinsen, für den Hauswirth die Miete, die Pachtgelder und so weiter Renten. Ist dieser Rentenbezug abhängig von dem Leben einer Person, so spricht man von einer Leibrente. Leibrenten, welche sich ein Beamter durch langjährige Dienstzeit erwirbt, pflegt man Pension zu nennen. Erhält keine Witwe eine solche Rente, so ist das eine Witwenpension, Waisen von Beamten erhalten oft bis zu einem bestimmten Alter eine solche Rente oder Pension, die man wohl auch Erziehungsgeld nennt. Ist die Pension durch das Invaliderwerden des Empfängers entstanden, so heißen solche Leibrenten Invalidenpension.

Eine Leibrente oder Pension kann sich übrigens Jedermann kaufen, wenn er eine bestimmte Summe Geldes bei Rentenanstalten oder Lebensversicherungen einzahlt. Der Einkaufspreis wird natürlich um so größer sein, je größer die Rente sein soll und außerdem je jünger die Person ist, die sich eine solche Rente kauft oder für die eine solche Rente gekauft werden soll. Das Letztere trifft nicht immer zu. Man kann sich oder Anderen nämlich eine Rente kaufen, die nicht sofort, sondern erst nach einer Reihe von Jahren, nach zehn oder zwanzig Jahren beginnen soll. Solche Renten heißen aufgeschobene Leibrenten und diese machen von meiner vorigen Behauptung eine gewisse Ausnahme. Gesetztfalls eine alleinstehende Dame von fünfundsiebzig Jahren hat ein kleines Vermögen von fünfzehnhundert Mark, das ihr zu vier Prozent jährlich zweihundert Mark Zinsen einbringt. Sie entschließt sich, dasselbe einer Rentenbank zu übergeben, so kann sie zwar sofort für die Zeit ihres Lebens eine Rente, jedoch nur in Höhe von etwa zweihundertundsiebzig Mark, beziehen. Bestimmt sie dagegen bei dem Rentenkauf, daß sie die Rente erst von ihrem fünfzigsten Lebensjahre an haben will, dann bekommt sie für ihre fünfzehnhundert Mark beinahe das Dreifache von einer sofort beginnenden Rente, nämlich jährlich siebenhundertundvierzig Mark. Stirbt sie vor dem fünfzigsten Lebensjahre, so ist das ganze Kapital verloren, ohne daß sie einen Genuß davon gehabt hat, stirbt sie später, dann geht das Kapital auch verloren, indeß sie hat doch dann einen kürzeren oder längeren Genuß davon gehabt.

War die Dame nicht im Besitz eines solchen Kapitals, so kann sie sich durch jährliche Einzahlungen bis zu einer bestimmten Zeit, von wo ab dann die Rente laufen soll, eine solche aufgeschobene Rente sichern.

Neuerdings kann man auch bei einzelnen Rentenanstalten den Vorbehalt machen, daß nicht die Einzahlungen, sondern nur die Zinsen bei früherem Ableben verloren gehen sollen, daß man aber in einem solchen Fall nur „Wassersparrenten“ beanspruchen kann, liegt auf der Hand.

Die hauptsächlichste Aufgabe der Leibrentenversicherung ist die





Trost in Gottes Wort. Nach einem Gemälde von Hans Hirsch.

Seht ihr die bleiche Dulderin
Am Kirchenbänkelein dort?
Mit ihren Kleinen lauschet sie
Voll Andacht Gottes Wort.



Und ob ihr Herz auch sorgenvoll
Für die Verwaisten bebt,
Sie fühlet, daß im Himmel noch
Ein Vater ihnen lebt.



Ein Vater, der die Liebe ist
Und der Bedrückten Hort.
Ja, jedem Herzen, das da glaubt,
Wird Trost in Gottes Wort.

H. Brügger.

Seite, um die drei Landsknechte vorüber zu lassen, aber diese hatten ihn bemerkt und blieben stehen.

„Grüß Gott, Nachschwärmer!“ rief der Eine mit schwerer Zunge, „woher des Wegs bei einem Wetter, das für den Teufel selbst zu schlecht ist?“

Bei diesen Worten legte er seine Hellebarde quer vor, um Koning das Weiterstreiten zu wehren.

„Was soll das?“ fragte dieser, die Waffe mit der Hand zur Seite schiebend, „ist es bei euch Franzosen Sitte, friedlich heimkehrende Bürger ohne allen Grund auf der Straße anzuhalten?“

„Friedliche Bürger?“ höhnte ein anderer der Söldner, indem er die Laterne hoch hielt und Jenem in's Gesicht leuchtete, „nennt euch lieber starkköpfiges, widerspenstiges Volk, das die neuen, rechtmäßigen Besitzer dieses Landes lieber am Galgen baumeln, als auf Gottes Erdboden herumwandeln läßt. Ist's nicht so, Du ständischer Goldsack?“

„Laß doch sehen, was da flimmert und glüht,“ mischte sich jetzt der Dritte in's Gespräch, indem er dicht an den Tuchmacher herantrat und den aufgeschlagenen Mantelkragen herabhielt. „Ah — eine Halskette, doch wohl von Gold, Kreundchen, denn ein so honetter Mann, wie Ihr es seid, trägt nichts Unrechtes! Aber die Nacht ist finster und irgend ein armer Schmeichelei könnte Gefallen an dem Geschmeide finden, darum ist's besser, Ihr gebt's uns einstweilen zum Aufsehen, Ihr habt gewiß noch mehr solchen Plunder zu Hause!“

Er faßte die Kette, um sie über den Kopf ihres Besitzers zu heben, aber Peter Koning packte mit nerviger Faust die Arme des Räubers und schleuderte diesen mit aller Kraft zurück, daß er an den Träger der Laterne flog und Beide in den Schmutz der Straße stürzten; die schwachen Rufe der Halbbetrunknen wurden auch einem geringeren Anprall nicht widerstanden haben. Das Licht verlöschte und tiefe Nacht umgab die Gruppe.

In demselben Augenblicke aber fühlte der Angegriffene einen stechenden Schmerz an der Wange und das herabrieselnde Blut ließ keinen Zweifel darüber, daß er verwundet sei. Der dritte der Landsknechte hatte, als er seine Genossen stürzen sah, blindlings mit der Hellebarde dreingeschlagen und den Obermeister getroffen. Koning eilte zurück, um auf anderem Wege nach seiner Wohnung zu gelangen, denn von einem Kampf mit den wüthenden Söldlingen konnte keine Rede sein, er würde den Platz zweifellos nicht lebend verlassen haben.

Ohne seine Angehörigen zu wecken, die beim Anblick des blutenden Gatten und Vaters zum Tode erschrocken sein würden, legte er sich einen Verband um die verwundete Wange und begab sich zur Ruhe. Aber der Schlaf floh seine Augen, der Schmerz, den der Hieb ihm verursacht, vertrieb ihn von seinem Lager, mehr aber noch Kummer und Sorge um das geknechtete Vaterland, das unter dem Joch einer tyrannischen Fremdherrschaft seufzte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Weizacker.

Von
Franz Iwan.
(Bild S. 2.)

Eine der fruchtbarsten Gegenden Norddeutschlands ist der sogenannte „Weizacker“ im Pommerlande, ein Landstrich, der zwischen Stargard und Pyritz liegt, sich aber hauptsächlich einige Meilen um letztere Stadt herum ausbreitet und der eigenthümlichen Tracht wegen, die von den wohlhabenden Bauern hier noch getragen wird, verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden.

Erblickt man aus der Ferne die Stadt Pyritz, so glaubt man eine mittelalterliche Stadt vor sich zu haben. Eine hohe, feste, mit vielen Thürmen versehene Mauer umgibt noch dieselbe und man's harter Strauß ist hier von den pommer'schen Herzogen und brandenburgischen Kurfürsten ausgefochten worden.

Die beiden Thorthürme, das Stettiner- und das Bahnerthor, die noch gut erhalten sind, zeichnen sich in ihrem Bau durch gute Verhältnisse aus. Wie oft mag der streitbare Bürger in früherer Zeit hier oben Wache gehalten und in die weite Ebene nach dem Feinde gelugt haben.

Betrifft man die Stadt an einem Jahr- oder Wochenmarkt, so findet man die Straßen derselben mit Bauern aus der Umgegend belebt, deren Frauen besonders durch ihre höchst originelle Tracht auffallen. Sie tragen rotze, falkige, mit blauem Band belegte Röcke, die nur bis zum Knie reichen und das weiche, feine Hemd lang heraussehen lassen. Eine faltenreiche, aus geblühtem Stoff gefertigte Schürze, welche bedeutend länger als der Rock ist, läßt dasselbe jedoch vorn nicht sichtbar werden. Rötze, buntgefärbte Strümpfe und Strumpfbänder, sowie die um die Schultern in Falten gelegten und mit Plattstickerei bunt verzierten Tücher geben den Frauen ein malerisches Ansehen. Den Kopfschmuck bildet eine kleine blaue oder schwarzgebeizene Kappe, von welcher hinten zahlreiche Bänder in langen Enden herabhängen. Ueber diese wird häufig ein großer, mit schwarzgeprägten Sammetstreifen garnirter Strohhut gestülpt.

Die Tracht der Männer ist einfacher. Ein langer, blauer, rotzgefärbter Tuchrock, eine blaue Weste mit blanken Knöpfen, Anziehschürzen von Hirschleder und halbhohle Stiefel bilden den Anzug des Bauern. Den Kopf bedeckt ein hoher oder flacher Filzhut. Letzterer ist mit langherabhängenden Sammetbändern versehen und hat eine so breite Kränze, daß sie, um nicht niederklappen zu können, mit Schnüren am Kopftheil befestigt ist.

Um die Sitten und Gebräuche dieser Bauern kennen zu lernen, muß man die stillen Dörfer des Weizackers aufsuchen. Gar Manches wird man hier erfahren — unsere Illustration zeigt charak-

teristische Szenen desselben — das höchst eigenthümlich und lebend-werth ist.

Einen seltsamen Anblick gewährt zum Beispiel ein Kirchgang. Beginnt das erste Geläut der Glocken, dann sieht man in allen Haushalten den Hausvater mit ausgebreiteten Armen andachtsvoll auf dem Boden (eine halbe Thür) liegen. Beim zweiten Läuten öffnet sich das Hecken und heraus tritt nach alter Sitte der Hausvater, ihm folgt bedächtig die Hausmutter, dann die erwachsenen Söhne und Töchter nach dem Alter und zuletzt das Geseinde nach seinem Rang, Alle in angemessener Entfernung, Einer hinter dem Andern oder, wie man zu sagen pflegt, „im Gänsemarsch“. Die Sonntagskleidung der Frauen unterscheidet sich von der alltäglichen dadurch, daß die Röcke aus ganz besonders feinem Stoff hergestellt sind. Auch werden bei feierlichen Gelegenheiten an Stelle der roten Röcke und bunten Tücher schwarze, fein gefaltete Tuchröcke, weißgebleichte Tülltücher und weiße Tüll- oder schwarze Atlaschürzen getragen. Dieß ist namentlich beim Braut-anzug der Fall. Zum Kirchgang gehört ferner noch ein schwarzer, langhaariger Kamm, durch den drei an beiden Seiten lang herab-hängende Tücher gezogen werden. Er wird auffallenderweise auch im Sommer getragen, sogar an den heißesten Tagen.

Bemerkenswerth sind auch die Hochzeitsgebräuche. Am Vortageabend, dem Abend vor der Hochzeit, finden sich die geladenen Gäste im Hause der Braut ein und überreichen die Geschenke. Draußen aber versammelt sich die ganze Dorfgemeinde und wirft mit großem Gepolter Schüsseln, Teller, Töpfe und sonstiges ausrangirtes Geschirr an und vor die Thür des Hochzeitshauses. Für das Gepolter, was gern gehört und gesehen wird, — denn im Volksmunde heißt es: „Je mehr Scherben, desto mehr Glück“ — werden die Größeren mit Schnaps und die Kleinen mit Kuchen traktirt.

Mit Spiel und Tanz und großem Gelage wird nun die Hochzeit gefeiert. Am Hochzeitmorgen kommen, von den Brautdienern gelenkt, zwei Wagen vor die Thür des Hochzeitshauses gefahren, die mit der Ausstattung der Braut beladen werden. Oben auf den Möbeln prangen die in weiße Leintücher gebundenen Brautbetten. Den Wagen folgen drei Frauen, die der Braut am nächsten stehen, und tragen die übrigen Leintücher in ihren Schürzen nach. In diesem Aufzug geht es durch das Dorf nach dem Hause des Bräutigams, wo die Brautbetten mit ihren sämmtlichen Bezügen, deren einer über den andern gezogen ist, aufgestellt und auch alle Leintücher aufgedeckt werden. Letztere sind oft mit Sprüchen und Blumen in altdeutscher Stiderei verziert, worin manche Frauen eine große Kunstfertigkeit besitzen. Am zweiten Hochzeitstage kehrt sich wieder ein Zug vom Hochzeitshause in Bewegung. Voran geht das junge Ehepaar im Brautanzuge, ihm folgen die Frauen, jungen Burichen und Mädchen, die alle nach dem Hause des jungen Mannes gehen, um die aufgestellten Brautbetten zu besichtigen. Bei dieser Gelegenheit wird die junge Frau „gehüwt“, das ist, es wird ihr der Kranz abgenommen und die mit Bändern besetzte Kappe aufgesetzt. Nach der schwarzen Anzug wird nun abgelegt und mit dem gewöhnlichen roten verwechselt. Hierbei ist es Sitte, daß die jungen Burichen von der abgelegten Kleidung etwas zu erhaschen suchen. Gelingt es ihnen, so muß der junge Ehemann jedes Stück mit einigen Flaschen Wein wieder einschießen, die dann mit großem Jubel und Hochleben auf das junge Paar geleert werden.

Pferdemarkt in Bayern.

(Bild S. 4.)

Pferde-, Vieh- und Waarenmärkte nehmen, trotz der ihnen innewohnenden volkswirtschaftlichen Bedeutung, allerorten den Charakter von mehr oder minder besuchten Volksfesten an. Nicht Verkauf- und Kaufstüßte allein sind es, die sich hier zusammenfinden, um Geschäfte abzuwickeln, auch an Mähtagen fehlt es nicht, welche dem nachgehenden, was ihnen Unterhaltung und Vergnügen zu bieten verpricht; dieser Zusammenlauf von Menschen aber zieht wieder Gewerbsleute herbei, die von demselben Vortheil zu ziehen hoffen. Das gilt insbesondere von solchen Märkten, welche in der Nähe von Städten oder größeren Flecken abgehalten werden, denn die Bevölkerung von solchen pflegt ihr entsprechendes Kontingent auf den Platz zu stellen. Das gilt denn auch von dem Pferdemarkt Franz Hofmann's. Ein Blick auf unsern Holzschnitt verleiht uns die Ueberszeugung, daß das Bild unter dem Einflusse süddeutschen Volksthebens entstanden ist, wie es denn der Künstler auch thatsächlich während des letzten Winters in München malte. Ueberall begegnen wir süddeutschen Volkstypen, auch das beigetriebene Viehvieh zeigt den charakteristischen Bau der schweren Allgäuer Rasse, und der einzige „Fremde“ ist der polnische Jude mit dem langen Raftan, dem dünnen schwarzen Bart und den unter dem anliegenden Scheitelschäppchen hervorstechenden festsitzenden Ringellocken. Und von der landschaftlichen Szenerie gehört wenigstens das schmucke, doppelthürmige Thor „mit dem gotischen Bogen“ und das Schloß auf dem Berge sammt dem mächtigen, unvollendet gebliebenen Kirchthurm Süddeutschland an. Es sind Erinnerungen an die alte Herzogthumstadt Landsbut an der Har mit ihrem „Ländthor“ und der Burg Trausnitz und an das Münster von Ulm, das an die Stelle der St. Martinikirche mit seinem schlanken Thurm getreten ist.

Unser Künstler ist am 17. Januar 1861 zu Dresden geboren, wo er sich an der Akademie bildete. Von dort ging er nach Weimar und ward Schüler des berühmten Thiermalers Albert Brendel, dessen Atelier er später mit dem des Professors Fr. Preller in Dresden vertauschte. Unter der Leitung des Professors Louis Braun malte er an dessen Panorama in Leipzig und arbeitet jetzt an dem in Dresden. Sein „Pferdemarkt“ trug ihm auf der gegenwärtigen internationalen Kunstausstellung in London die silberne Medaille ein.

Karl Albert Regner.

Sinnsprüche.

O, das Schweigen des Schmerzes wird in jeder fremden guten Brust gehört. Jean Paul.

Am finstern Tag sollen wir auf Sonnenschein hoffen, und im Sonnenschein des finstern Tages gedenken, damit wir in frommer Scheu Glück genießen lernen. Immermann.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Die Badesaison in Homburg hatte ihren Höhepunkt erreicht, die Gasthöfe waren überfüllt, und fast in jeder Stunde trafen noch neue Gäste ein.

Es war weniger eine Badesaison, als eine Spielsaison zu nennen, denn die Brüder Blanc herrschten noch in dem kleinen, freundlichen Städtchen, aus dessen Umgebung sie ein Eden geschaffen hatten. Die Heilkraft der Homburger Mineralquellen war damals noch wenig bekannt, die Herren Blanc zogen als kluge Leute den Genesung suchenden Kranken die reichen Engländer, Russen und Franzosen vor, die nur dem Spielteufel huldigen wollten, und sie nahmen das Gold auch von den Deutschen, gleichviel, ob es aus dem wohlgefüllten Portefeuille des reichen Bankiers oder aus der schmalen Börse des Handlungsreisenden flog.

Von den Tausenden, die heute in den herrlichen Anlagen des segensreichen Badesorts Ruhe und Genesung suchen oder in der erfrischenden Abendkühle unter den majestätischen Linden und Ulmen den Klängen der Musik lauschen, mögen nur Wenige wissen, wie viele Seufzer, Flüche und Verwünschungen hier zum Himmel emporgestiegen sind. Wie manches Menschenleben hat hier in bitterer Reue und stummer Verzweiflung geendet!

Ein Fingerdruck, ein kurzer Knall — dann war Alles vorbei, und die reich galonirten Diener der Herren Blanc trugen heimlich eine Leiche von bannen, denn nicht immer gelang es ihnen, dem ruinirten, verzweifenden Spieler ein Geldstück in die Hand zu drücken, um ihn zur Abreise zu bewegen.

In jener Zeit, in der in Homburg der Champagner noch täglich in Strömen floss, kehrte in der Morgenröthe eines heißen Julitages ein elegant gekleideter Herr sichtbar ermüdet vom Brunnen zurück.

Er war noch jung, etwa drei- oder vierunddreißig Jahre alt, eine ziemlich große, schlanke Gestalt, eine jener männlich schönen Erscheinungen, die auf jedes Frauenherz sofort einen fesselnden Eindruck machen.

Ein langer blonder Vollbart umrahmte das etwas blasse Antlitz, eiserne Willenskraft sprach aus den scharfgeschnittenen Zügen, und in den stahlgrauen Augen lag ein trotziger Ausdruck, der auf eine stürmische Vergangenheit und manchen harten Kampf mit dem Schicksal schließen ließ.

Er wohnte in einem Gasthose ersten Ranges, langsam stieg er die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf, der Zimmerkellner folgte ihm mit einem Buch unter dem Arm und der Serviette in der Hand.

„Hat Herr Wundermann schon das Frühstück verlangt?“ fragte er in gleichgültigem Tone, während er durch den Korridor seinem Zimmer zuschritt.

„Herr Wundermann?“ erwiderte der Kellner, und seine Stimme klang dabei so seltsam, daß der Gast sich fremdelt umschaute.

Eine geraume Weile ruhte der forschende Blick des eleganten Herrn durchdringend auf dem eckigen, verschmißten Gesicht des hageren Kellners, der in unterwürfiger Haltung vor ihm stand, dann zuckte er mit geringschäpender Miene die Achseln.

„Der Herr, der gestern Abend mit mir zugleich kam und neben mir wohnte,“ sagte er.

„Scheint noch nicht aufgestanden zu sein,“ antwortete der Kellner, auf die Stiefel zeigend, die vor der Zimmertür standen.

Der Gast nickte und trat in sein eigenes Zimmer, dessen Thür der Kellner mit einer Verbeugung geöffnet hatte.

„Bringen Sie mir das Frühstück!“ befahl er, während er Hut und Stiefel ablegte und die Handschuhe auszog.

„Wie heißen Sie?“

„Rudolf, gnädiger Herr!“

„Sie bedienen in dieser Etage?“

„Zu befehlen,“ erwiderte der Kellner, indem er das Buch auf den Tisch legte und das Tintenfaß daneben stellte. „Sie werden entschuldigen, es ist gestern Abend übersehen worden, Ihren werthen Namen in's Fremdenbuch einzutragen, wenn Sie die Güte haben wollten —“

„Ich bin Passant,“ unterbrach der Gast ihn, „vielleicht reise ich heute schon wieder ab.“

„Wenn auch, gnädiger Herr, der Name muß in die Kurliste aufgenommen werden, so lautet die Vorschrift.“

„Damit die Herren Blanc scharfe Kontrolle üben können, weiter hat's wohl keinen Zweck?“ spottete der Gast, indem er die Feder ergriff. „Ich will ihnen das Vergnügen gerne gönnen, aber bitte, schreiben Sie, meine Hand zittert, der Elisabethbrunnen spuckt mir in den Ader.“

Der Kellner nahm die Feder und blickte den Gast erwartungsvoll an.

„Franz Freiherr von Helbern,“ diktierte der Letztere. „Woher kommen Sie, Herr Baron, wenn ich fragen darf?“

„Aus Brasilien.“

Wieder heftete der Blick des Kellners sich auf das Antlitz des Fremden, es war ein Blick voll Zweifel und Mißtrauen, der Baron sah ihn nicht, er betrachtete den

koftbaren Solitär, der an seiner aristokratischen Hand funkelte.

„Sie werden also nicht als Kurgast hier bleiben, Herr Baron?“ fragte er.

„Beraufsichtlich nicht. Sie können auch den Namen des andern Herrn einschreiben, wir sind miteinander verwandt,“ fuhr der Baron fort, während er mit lauschender Miene auf die Thür blickte, die sein Zimmer mit dem anstoßenden Gemach verband. „Theodor Wundermann, Kaufmann aus London.“

Der Kellner legte die Feder hin und schloß das Buch, dann richtete auch er den Blick auf die Thür.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er: „der Herr scheint einen sehr festen Schlaf zu haben.“

„Bringen Sie mir das Frühstück,“ antwortete der Baron, nun den kurzen, beschleunigten Ten wieder anschlagend.

Als der Kellner sich entfernt hatte, wanderte Franz von Feldern trotz seiner Ermüdung auf dem weichen Teppich auf und nieder; einmal blieb er an der Thüre des Nebenzimmers stehen, um zu horchen, dann fuhr er langsam mit der Hand über Stirne und Augen, und ein tiefer, schwerer Athemzug entrang sich seinen Lippen.

Rudolf brachte gleich darauf das Frühstück, der Baron blieb wieder an der Thür stehen.

„Sind die Stiefel noch immer draußen?“ fragte er.

„Zu befehlen, Herr Baron!“

„Dann will ich meinen Freund wecken, es wird ihm unangenehm sein, daß er den schönen Morgen verschlafen hat.“

Franz von Feldern klopfte nach diesen



Das Haus mit den zwei Eingängen. „Es ist ein schöner Junge,“ sagte John. (S. 2.)

Worten zuerst leise, dann immer berber an, und der Kellner sah ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Hinter der Thür blieb es still, nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen. Der Baron versuchte, die Thür zu öffnen, sie war verschlossen, keine Stimme antwortete seinem Rufen.

„Was ist das?“ fragte er bestürzt. „Wissen Sie auch ganz gewiß, daß der Herr nicht ausgegangen ist?“

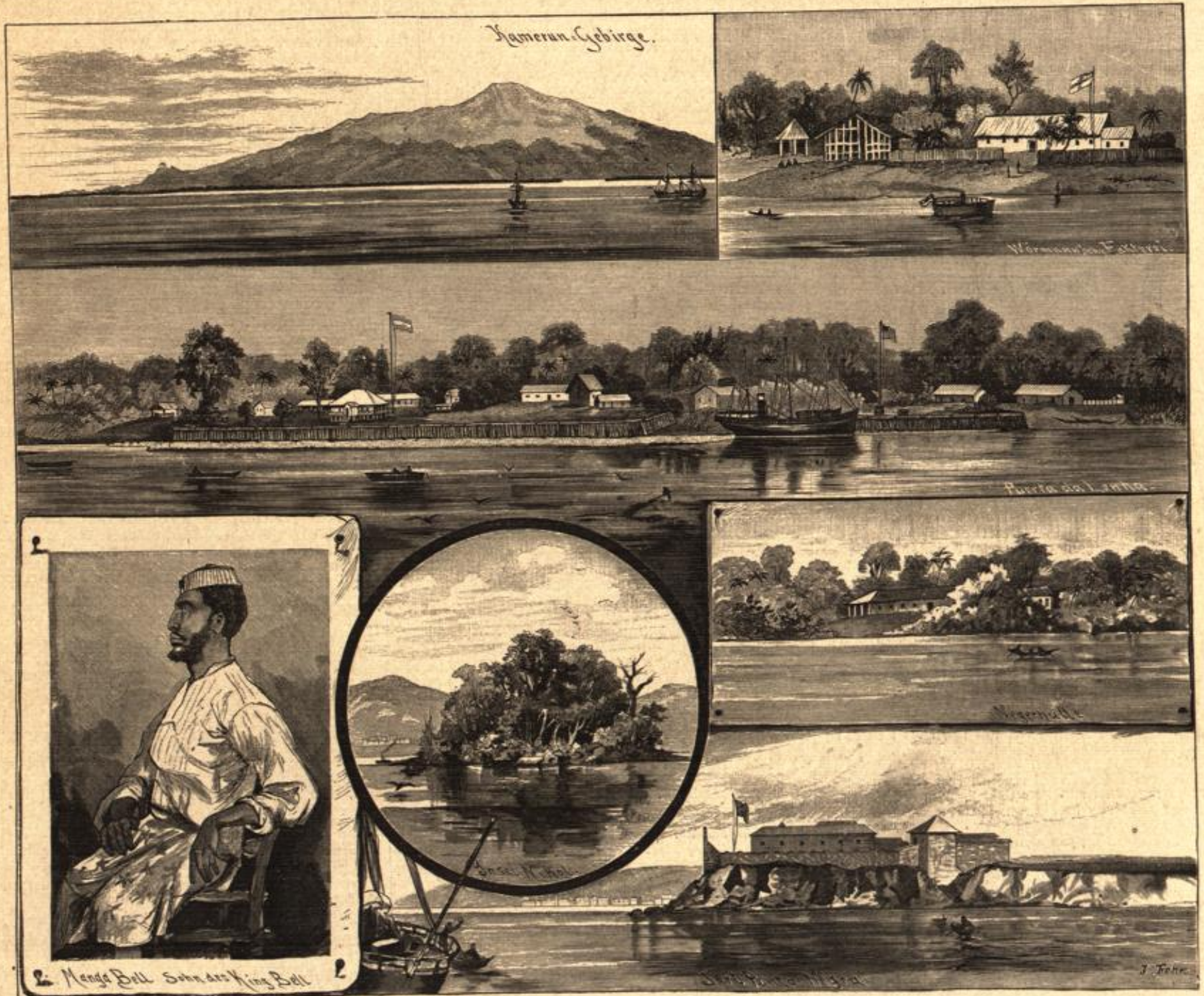
„Die Stiefel stehen ja noch draußen,“ erwiderte Rudolf mit verstörter Miene.

„Das beweist nichts, er kann ein zweites Paar mitgebracht und heute Morgen angezogen haben. Gehen Sie hinaus und sehen Sie, ob die Thür zum Korridor noch verschlossen ist, ich vermute, Sie werden den Herrn nicht mehr im Zimmer finden.“

Der Kellner folgte dem erhaltenen Befehl, und der Baron, der hastig eine Tasse Kaffee trank, mußte lange auf die Rückkehr warten, dann aber traten mit Rudolf zugleich der Besitzer des Hotels und der Oberkellner ein.

„Haben Sie noch immer nichts gehört, Herr Baron?“ fragte der Wirth in schieferhafter Erregung. „Sie sind mit dem Herrn befreundet, ist irgend ein Grund zu der Annahme vorhanden, daß er einen Selbstmord begangen haben könnte?“

„Durchaus keiner,“ erwiderte der Freiherr kopfschüttelnd. „Ich muß übrigens von vornherein erklären, daß ich erst gestern mit dem Herrn bekannt geworden bin und seine Verhältnisse nicht so genau kenne, wie Sie zu glauben scheinen.“



Bilder aus Westafrika. Nach Skizzen von Chr. Lohmann. (S. 10.)



1. Das Stettiner Thor in Pörl. — 2. Bauernfrau aus dem Weizadek, zur Stadt gehend. — 3. Das Bahner Thor in Pörl. — 4. Auf dem Weg zur Kirche. — 5. Fahrt der Brautbetten. — 6. Ein Polterabend.

Bilder aus dem Weizadek (Provinz Pommern). Nach Skizzen von F. Iwan. (S. 7.)

„Sagten Sie nicht, Sie seien mit ihm verwandt?“
„Er ist der Nefse, oder vielmehr sein Vater war ein Vetter meines Schwiegervaters, wenn Sie das Verwandtschafts-Verhältnis nennen wollen.“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, darauf kommt es weiter nicht an,“ sagte der Wirth, während er den Oberkellner beobachtete, der mit Rudolf leise über das Dessinen der Thüre berieth. „Hat Herr Wundermann gestern Abend gespielt?“

„Er hat am Roulette eine kleine Summe verloren, in dessen Schien der Verlust ihn nicht sehr zu schmerzen, wir waren nach dem hier noch sehr vergnügt.“

„Holen Sie den Hauptschlüssel, aber schwören Sie unten nicht,“ wandte der Wirth sich zu Rudolf, „ich will hoffen, daß die Thüren nicht von Innen verriegelt sind, ich wäre sonst genöthigt, einen Schlosser holen zu lassen, und das würde sofort unliebsames Aufsehen erregen. Eine fatale Geschichte, Herr Baron! Daß nebenan etwas Schlimmes passiert ist, unterliegt wohl keinem Zweifel, mein Hotel kann dadurch in Verruf kommen.“

„Sollte unter diesem Dache noch nie ein Mensch gestorben sein?“ unterbrach der Baron ihn in einem Tone, der halb beruhigend und halb sarkastisch klang. „Muß denn jedem plötzlichen Todesfalle ein Selbstmord zu Grunde liegen?“

„Wenn es nur ein natürlicher Todesfall wäre — aber auch dann, Herr Baron, könnte mir der Vorfall mitten in der Saison nur unangenehm sein,“ entgegnete der Wirth, dessen Aufregung eher wuchs als abnahm. „Sie werden zugeben, daß man nicht gerne in einem Hotel absteigt, in dem eine Leiche liegt, und jedenfalls müßte ich darauf dringen, daß der Todte so bald als möglich aus meinem Hause entfernt wird. Die Interessen meines Geschäfts fordern das gebieterisch.“

„Beruhigen Sie sich, wir wissen ja noch nicht, ob Herr Wundermann wirklich todt ist,“ fiel der Baron ihm abermals in die Rede, „ich kann das noch nicht glauben, und die Möglichkeit eines Selbstmordes lasse ich nur dann gelten, wenn er überzeugend bewiesen wird.“

Der Kellner kehrte in diesem Augenblick mit dem Schlüssel zurück, die Verbindungsthüre war nicht verriegelt, sie wurde ohne Mühe geöffnet.

Der Wirth trat zuerst in das halbdunkle Zimmer, er blieb in der Mitte desselben stehen und befahl dem Kellner, die Jalousieen zu öffnen.

Und als nun der Sonnenschein das elegant ausgestattete Gemach erhellte, fielen die Blicke der Anwesenden auf das starre Antlitz einer Leiche.

Der friedliche Ausdruck in diesem Antlitz ließ sogleich erkennen, daß dem Tode kein harter Kampf vorausgegangen war, Theodor Wundermann mußte sanft und schmerzlos hinübergeschlummert sein, das bewies auch die fast tadellose Ordnung, in der Kissen und Decke sich befanden.

Dieselbe Ordnung herrschte im Zimmer, die Kleidungsstücke lagen auf einem Stuhl vor dem Bett, Uhr und Börse auf dem Nachttischchen, an die Möglichkeit eines Verbrechens war nicht zu denken.

„Ich werde einen Arzt rufen und auch die Behörde benachrichtigen lassen müssen,“ brach der Wirth endlich das Schweigen, und seine Stimme klang gepreßt und ärgerlich, „es ist für mich eine sehr unangenehme Geschichte. Wer ersetzt mir nun den Schaden? Ich muß das Bettwerk erneuern, neue Vorhänge, Tapeten und Teppiche anschaffen, und auch dann noch wird das Zimmer lange unbenutzt bleiben; meinen Sie das nicht auch, Herr Oberkellner?“

„Höchst wahrscheinlich wird es in dieser Saison nicht wieder bewohnt werden,“ erwiderte der Angeredete mit bedauerndem Achselzucken, „sogar die Nebenzimmer sind dadurch entwerthet.“

„Daraus kann doch dem Todten kein Vorwurf gemacht werden?“ sagte der Baron. „Er wäre sicherlich lieber in London in seinem eigenen Bett gestorben. Was aber die Kosten anbelangt, so will ich dieselben übernehmen, ich glaube damit im Sinne meines Schwiegervaters zu handeln. Nun lassen Sie den Arzt rufen und schicken Sie mir auch einen Mann, dem ich die Sorge für das Begräbniß übertragen kann, ich wünsche dieß Alles so bald als möglich zu erledigen.“

Franz von Feldern kehrte nach diesen Worten in sein Zimmer zurück, er ließ die Thür hinter sich öffnen und befahl dem Kellner, das Frühstück, das er kaum berührt hatte, wieder fortzutragen.

Der Wirth schloß die Thüren zu und entfernte sich ebenfalls, nachdem er von dem Baron mit einer tiefen Verbeugung Abschied genommen hatte.

Und nun wanderte der Baron ruhelos wieder auf und nieder, bis er endlich erschöpft sich in einen Sessel niederließ und ein schweres Portefeuille aus der Tasche zog.

Als er es öffnete, fielen einige Photographieen heraus, die er lange mit sinnender Miene betrachtete, es waren die Porträts einer jungen, hübschen Dame, eines Kindes und eines Herrn, der die Uniform eines Offiziers trug und mit ihm selbst große Ähnlichkeit hatte.

„Mancher wird mich nicht wieder erkennen,“ sagte er leise, „damals trug ich einen Schnurrbart, in den acht Jahren meiner Abwesenheit ist der Bart voll geworden, und die Züge haben drüben in dem heißen Klima sich auch verändert. Pah, an die Vergangenheit will ich nicht erinnern sein, damit sollen sie mich in Ruhe lassen, ich weiß ja selbst, daß ich eine leichtsinnige Pflanze gewesen bin, es

hat keinen Zweck, mich daran zu erinnern. Wozu auch? Damals war ich ein armer Lieutenant, heute bin ich ein reicher Plantagenbesitzer, sie werden Alle den Hut vor mir abziehen. Meine Schulden hat mein theurer Schwiegervater schon vor Jahren getilgt, also darf ich Jedem frei in's Auge sehen, und wer mich dennoch verleugnen will, den lasse ich aus, oder ich gebe ihm ein feines Souper mit Sekt, dann schließt er augenblicklich Freundschaft mit mir.“

Er holte einige Papiere aus dem Portefeuille und blätterte lange darin, seine Stirne umwölkte sich, während er einen Brief entfaltete.

„Ich möchte wünschen, diese Erbschaftsangelegenheit wäre geordnet,“ nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, „Onkel Kurt scheint in der That das Testament ernstlich angreifen zu wollen, das könnte zu einem langwierigen Prozeß führen, dessen Ende mit Sicherheit nicht vorauszu-sehen ist. Nun, wir werden sehen, ob und wie ein Vergleich zu ermöglichen ist, die Angelegenheit muß so rasch wie möglich erledigt werden.“

Der Eintritt des Arztes, den der Gastwirth und ein Beamter in bürgerlicher Kleidung begleiteten, unterbrach seinen Gedankengang; er legte die Papiere hin und erhob sich, um die Herren zu empfangen. Der Wirth öffnete die Thür, die Herren traten in das Zimmer Wundermann's, nachdem sie mit dem Baron einige höfliche Worte gewechselt hatten.

Der Arzt trat an das Bett und schlug die Decke zurück; die Besichtigung währte nicht lange, die Todesursache hatte der Mann der Wissenschaft rasch festgestellt.

„Herzlähmung,“ sagte er, „der Tod muß plötzlich eingetreten sein, allem Anschein nach ist er während des Schlafes erfolgt.“

„Die Möglichkeit eines Selbstmordes ist also ausgeschlossen?“ fragte der Beamte, der inzwischen sich mit prüfenden Blicken im Zimmer umgesehen hatte.

„Vollständig,“ nickte der Arzt, auf dem der Blick des Wirths voll bangender Erwartung ruhte, „die Todesursache ist eine durchaus natürliche.“

„Welche Ursache auch zu Grunde liegen mag,“ sagte der Wirth, „ich muß darauf dringen, daß die Leiche so rasch wie möglich aus meinem Hause entfernt wird. Der Vorfall bringt mir ohnehin Schaden genug, es werden sich Vermuthungen daran knüpfen, die mein Hotel in Mißkredit bringen.“

„So schlimm wird's nicht sein,“ unterbrach der Beamte ihn, „der Todte soll in's Leichenhaus gebracht werden, und den Gerüchten, die etwa auftauchen, wird die Behörde energisch entgegenzutreten.“

„Und ich erkläre nochmals, daß ich alle Kosten übernehme,“ fügte der Baron hinzu, während sie das Zimmer wieder verließen. „Die Verwandtschaft des Todten mit meinem Schwiegervater verpflichtet mich gewissermaßen dazu, und diese Verpflichtung will ich bereitwillig erfüllen.“

„Sie werden mir dann auch einige Fragen gestatten, deren Beantwortung mir die Erfüllung meiner Amtspflichten erleichtert,“ nahm der Beamte das Wort, der sich nun auch im Gemach des Barons umschaute, „ich werde mich so kurz wie möglich fassen.“

„Bitte, ich bin bereit, jede Frage zu beantworten,“ fiel Franz von Feldern ihm in die Rede, indem er ihm einen Sessel anbot, „sagen Sie mir nur, was Sie zu wissen wünschen.“

„Name, Stand und Wohnort des Todten.“
„Theodor Wundermann, Kaufmann in London.“

„Ein vermögender Mann?“
„Das glaube ich nicht, er war Vertreter einer englischen Maschinenfabrik, und wie aus seinen Reden hervorging, wollte es ihm nicht gelingen, auf einen grünen Zweig zu kommen.“

„Wie alt war er?“ fragte der Beamte, der jede Antwort in sein Notizbuch eintrug.

„Drei- oder vierunddreißig Jahre.“

„Er sieht mindestens um zehn Jahre älter aus, ich entdeckte in seinem Bart graue Haare.“

„Das ist mir auch aufgefallen,“ erwiderte der Baron ruhig, während er mit der Hand durch seinen blonden Bart fuhr, „indessen läßt es sich leicht erklären, wenn man die vielen Sorgen und daneben auch das etwas leichte Leben des Verstorbenen bedenkt. So genau kenne ich seine Verhältnisse nicht, ich wurde erst gestern mit ihm bekannt.“

„Erst gestern?“ sagte der Beamte, erstaunt ausblickend.

„Wenn Sie, wie Sie behaupten, mit ihm verwandt sind.“

„Verzeihen Sie, nicht ich, sondern mein Schwiegervater, der in der Nähe von Montevideo eine Plantage besitzt. Er heißt ebenfalls Theodor Wundermann, und da er schon vor vielen Jahren ausgewandert ist, so glaube ich, daß er von der Existenz dieses Verwandten kaum noch eine Ahnung hat. Der Verstorbene war ein Sohn seines Veters, und in unserem Familienkreise ist nie die Rede von ihm gewesen. Eine Erbschaft, die mir hier zugefallen ist, nöthigte mich, die Reise nach Europa anzutreten, ich that es ungern, weil ich hier nicht viel angenehme Erinnerungen finde. Ich war früher hier Offizier,“ fuhr der Baron nach einer kurzen Pause fort, die er benützt hatte, um eine Cigarre anzuzünden; „aus Gründen, die nicht zu den Seltenheiten gehören, mußte ich meinen Abschied nehmen, und meine Familie that nichts, um mich zu halten. Pah, ich bin nun ein reicher Mann, und man wird mich mit offenen Armen empfangen, aber die Erfahrungen, die ich gemacht habe, werden dadurch nicht in Vergessenheit gebracht. Ich kam

vorgestern Abend in Frankfurt an und las im Fremdenbuch des Hotels den Namen meines Schwiegervaters. Sie werden begreifen, daß mich dieß überraschte, ich forschte nach und lernte in dem Herrn den Nefsen meines Schwiegervaters kennen. Er gefiel mir, ich schloß mich enger an ihn an, und so reisten wir gestern gemeinschaftlich nach Hamburg, um hier einige Tage fröhlich zu verleben. Wir waren auch gestern Abend noch spät beisammen, nachdem wir vorher unser Glück am Spieltisch versucht hatten; als wir nach Mitternacht uns trennten, ahnte ich nicht, daß wir in diesem Leben einander nicht wiedersehen sollten.“

„Nun noch eine Frage, Herr Baron,“ sagte der Beamte, indem er seine Notizen durchsah; „hinterläßt der Verstorbene Angehörige, die von seinem Tode benachrichtigt werden müssen?“

Franz von Feldern blickte mit gedankenvoller Miene den Rauchwölkchen seiner Cigarre nach.

„Ja, er war verheirathet,“ erwiderte er, „seine junge Wittwe wohnt in London, ihre genaue Adresse kann ich Ihnen nicht angeben.“

„So müssen wir ihr seinen Nachlaß durch Vermittlung der Londoner Behörde zustellen lassen. Wollen Sie die Güte haben, mich noch einmal in's Nebenzimmer zu begleiten, so werde ich dort den Nachlaß in Empfang nehmen und in Ihrer Gegenwart versiegeln.“

Der Baron nickte zustimmend und erhob sich, seine düstere Miene ließ erkennen, daß er dieser Aufforderung nicht gerne Folge leistete.

Der Beamte untersuchte die Kleidungsstücke, er legte Alles, was er in den Taschen fand, auf den Tisch.

Die Börse enthielt nur eine geringe Geldsumme, im Portefeuille waren einige Geschäftsbriefe, Papiere mit Notizen und der Paß des Verstorbenen, den der Beamte flüchtig durchsah.

„Ein reicher Herr scheint er allerdings nicht gewesen zu sein,“ sagte er, „Uhr und Börse deuten wenigstens nicht darauf hin.“

„Er hat am Spieltisch gestern Unglück gehabt,“ erwiderte der Baron achselzuckend, „er sprach davon, daß er nach Hause schreiben müsse, um sich Geld nachschicken zu lassen.“

„Solche Fälle gehören hier nicht zu den Seltenheiten, sie enden häufig mit einem Schuß, unsere Akten können darüber berichten. Na, ich denke, ich lege Alles in den Koffer hier und schicke diesen unter amtlichem Verschluss nach London; damit und mit dem Begräbniß ist für uns die Angelegenheit erledigt.“

Franz von Feldern kehrte in sein Zimmer zurück, sein Blick fiel auf den Kellner, der mit neugierig horchender Miene ihn anstarrte.

„Was wollen Sie hier?“ fragte er barsch. „Weßhalb klopfen Sie nicht an, bevor Sie eintreten?“

„Der Herr Baron werden verzeihen, ich habe angeklopft,“ antwortete Rudolf mit einem raschen Seitenblick in das anstoßende Zimmer, „der Mann ist da, der die Beerdigung übernehmen soll.“

„So mag er eintreten,“ sagte der Baron in ärgerlichem Tone, „ich habe mir da eine Last auf den Hals geladen, die mir die ganze Reise verdirbt.“

Der Kellner ging wieder hinaus, der Mann wartete im Korridor, er war noch nicht lange in das Zimmer des Barons eingetreten, als der Beamte aus der andern Stube heraustrat.

„Sie sind der Kellner dieser Etage?“ fragte er.

„Aufzuwarten, Herr Polizeirath,“ antwortete Rudolf mit einer tiefen Verbeugung.

„Ich werde den Koffer des Verstorbenen sogleich holen lassen; sind die nöthigen Schritte schon geschehen, um den Todten in's Leichenhaus zu schaffen?“

„Der Herr Doktor hat das übernommen.“

„Gut,“ nickte der Polizeirath, „die Geschichte ist augenblicklich für das Hotel unangenehm, aber sie wird bald vergehen sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus Westafrika.

Von

F. v. Hellwald.

(Wid. S. 8.)

Noch ehe die neueste Kolonialpolitik des deutschen Reichs eingeleitet ward, wandte sich die Aufmerksamkeit in Deutschland den westafrikanischen Küstengebieten zu. Insgesamt waren anfangs 1884 dort vierzehn hamburgische Handelsfirmen vertreten, die wohl mehr als hundert Faktoreien besaßen. Neben diesen waren mehrere Bremer Handelshäuser dort thätig. Wir sind heute in der angenehmen Lage, unseren Lesern einige Skizzen aus diesen für uns so interessant gewordenen Gegenden vorzulegen. Da ist zunächst eine Ansicht des vielgenannten Kamerungebirges, dieses höchsten Berges der ganzen afrikanischen Westküste, denn seine Höhe ist auf 4194 Meter, also annähernd auf jene des Montblanc, gemessen. Der Berg mit der ganzen ihn umgebenden Gesteinsmasse bedeckt einen Flächenraum von 466 Quadratkilometer. Der Bergkoloß des Kamerun wurde zuerst von Kapitän Richard Ferdinand Burton und dem deutschen Botaniker Dr. Mann im Dezember 1861 erstiegen. Bei 1480 Meter Höhe beginnt das Labyrinth großer Lavaströme und Schlackenfelder, und in 2730 Meter tritt der erste Krater auf, deren man im Ganzen 28 zählt. Der „Götterberg“, Mongo-ma-Lobah oder Mount Albert, erhebt sich majestätisch über die tiefer liegenden Gipfel und sein Krater zeigt Spuren neueren Ausbruchs. Die untere bewaldete Gebirgshälfte wird

von dem hellfarbigen Stamme der Bakwiri, welcher der süd-afrikanischen Familie der Bantuvölker zugehört, zum Anbau von Bananen und Kofospalmen benützt, während die oberen Partien felsig und zum Theil mit Lavafeldern bedeckt sind. Am Fuße der zweiten, niedrigeren Kuppe des Mongo-ma-Edinteh oder Kleinen Kamerun liegt in der Ambakhai die englische Missionsstation Victoria und südlich davon, an der äußersten Spitze der Küste, welche das Kamerungebirge bildet, der kleine Ort Bumbia oder Ring Williamstown, welcher gegenwärtig deutsch geworden ist, dicht dabei sehen wir die kleine Insel Kitol, mit felsigen Ufern und bis zu ihrem Gipfel mit Bäumen aller Art dicht bewaldet. Endlich lernen wir aus jenem Gebiete auch eine wichtige Persönlichkeit kennen, Munga Bell, den Sohn des vielberufenen Königs Bell, des den Deutschen wohlgekannten Häuptlings, gegen welchen im Dezember 1884 die rivalisierenden Könige einen Aufstand anstifteten, den erst die deutschen Waffen zu unterdrücken vermochten. Munga, der Sohn dieses fragwürdigen Subjekts, stellt sich uns als ein keineswegs einnehmender Schwarzer dar, dessen Kopf eine Kappe von Bastgeflecht, jedoch mit der deutschen Kokarde, zierte. Auch hält er sich in ein graugestrichenes Hemd, dessen Ärmel er indes sehr ungenirt aufgestreift hat. Sein rother Leinwandkurt zeigt dunkelbraune Sterne. So sitzt er mit überschlagenen Beinen auf einem sogenannten Wiener Stuhl.

Die weiteren Bilder bedürfen nur geringer Erklärung. Sie stellen eine bormännliche Faktorei am Benitofluffe dar, welcher südlich vom Kamerungebirge und nördlich vom Kap S. Juan sich in das Meer ergießt. Der Oberlauf dieses auch Ego genannten Stromes ist noch so gut wie völlig unbekannt und auf den Karten bloß angedeutet. Die Faktorei besteht aus dem Wohnhause des Agenten, einem Bauwerke aus weißgelblichen Bretterwänden, nur mit Palmenblättern und zwei Delpalmen davor, aus dem vom nämlichen Material errichteten Gefindehause und dem Waaren-schuppen, einem Pfahlwerke mit Palmenblattdach, endlich aus einer kleinen runden Laube, das heißt einem von vier Pfählen getragenen Dache, gleichfalls aus Palmenblättern. Andere Bilder zeigen uns verschiedene Negerhütten am Kongo, sowie die Niederlassung Puerta da Lenha am nämlichen Strome. Die Negerhütten bieten wenig Bemerkenswerthes. Da sie Punkten entnommen sind, wo überall schon Weiße leben, so ist der fremde Kultureinfluss in ihrer Bauweise deutlich zu erkennen. Das Material ist Holz, Bambus und Palmblatt. Puerta da Lenha ist eine größere Niederlassung der Europäer, nicht an der Küste, sondern schon eine gute Strecke landeinwärts am Kongo, dessen dunkelbraune Fluten am Fuße eines ziemlich dichten Waldes, aus dem einzelne Palmen hervorstechen, dahinschießen. Endlich zeigt unser letztes Bild das Fort Ponta Negra bei Mossamedes in der portugiesischen Kolonie Angola, ziemlich weit im Süden der bisherigen Gebiete gelegen. Auf felsiger Landzunge erheben sich unter dem Schatten der portugiesischen Reichsflagge die aus grauem Sandstein erbauten Festungswerke mit ihren weiß gestrichenen Pappdächern; hinter ihnen dehnt sich eine sandige Hochebene aus, während auf der andern Seite die glattegedeckten Häuser der Stadt Mossamedes von den dahinter liegenden unbewachsenen Höhenrücken sich abheben.



Die Kreuz- und Winkelspinnen als Wetterpropheten.

(Nachdruck verboten.)

Schon von altersher genießen die Kreuz- und Winkelspinnen den Ruhm vorzüglicher Wetterpropheten. Um das Jahr 1477 schreibt Konrad von Regenber in seiner Naturkunde: »Von den spinen ihren netzen hoehet ziehenn, dass ist ain saichen (Zeichen), dass regnenn vill.« Jedoch ist Regenber nicht der Erste, welcher uns schriftliche Aufzeichnungen über den Gegenstand hinterlassen hat, sondern schon Aristoteles und dem über Alles berichtenden Plinius sind obgedachte merkwürdige Eigenschaften der Spinnen nicht unbekannt gewesen.

Wenn wir nun noch der Ursache dieser eigenthümlichen Vorempfindung fragen, welche die Spinnen von dem oft erst nach drei bis vier Tagen eintretenden Witterungswechsel besitzen, so ist jedenfalls anzunehmen, daß das äußerste feine Gefühl, welches ja sehr vielen Insekten eigen ist, hier eine Hauptrolle spielt.

Befanlich enthält die Atmosphäre vor einem Regen, respektive Gewitter einen sehr hohen Feuchtigkeitsgrad; diese außergewöhnliche Feuchtigkeit wirkt erklärlicherweise sowohl auf den Menschen als auch auf das Thier erschlaffend und ermüdend ein. Es gilt daher auch als Regel, daß das partielle Einziehen der kreisförmigen Spinnweben*) schlechtes Wetter verkündigt. Dieses theilweise Einziehen wird durch die Eigenart des Gespinnstes, dessen feine Fäden bei feuchter Witterung sich bedeutend zusammenziehen, bedingt. Damit jedoch die Spannung nicht eine allzu große werde, so durchschneidet die wohl überlegende Spinne an geeigneten Stellen die Fäden desselben, um sich hierdurch die Mühe, ein ganzes Netz von Neuem anfangen zu müssen, ersparen zu können. Bei der Haus- oder Winkelspinne (togenaria domestica), welche statt der prächtigen kreisförmigen Netze der Kreuzspinne in allen Ecken ihr fast wogrechtiges Gespinnst ausbreitet, während sie selbst in einer besondern Zelle im Winkel lebt, zeigt sich die Vorempfindung in einer durchaus andern Weise. Während die Kreuzspinne heiteres Wetter durch fleißiges Arbeiten am Gewebe anzeigt, so läßt die Winkelspinne ihre Vorempfindung für dasselbe dadurch erkennen, daß sie mit dem Kopfe nach vorn und die Beine weit ausgebreitet aus der hinter ihrem Gewebe befindlichen Zelle hervorlugt: sie erwartet hierdurch, was sie deutlich genug durch diese Stellung ausdrückt, daß das in Aussicht stehende heitere Wetter und Sonnenschein ihren mohlthätigen Einfluß auf die spielflüchtigen Nüden und Fliegen nicht fehlen lassen und so diesen Thierchen Gelegenheit bieten wird,

*) Es sind hier die Gewebe der Kreuzspinne (opora diadema) gemeint.

sich einmal während des Tanzes in das Netz der Spinne zu verwickeln, auf welchen Fall sich die letztere selbstverständlich frühzeitig genug vorbereiten muß, um die etwa gefangene Beute nicht wieder entweichen zu lassen.

Trübes, regnerisches und stürmisches Wetter soll — nach Aussage vieler — allemal dann eintreten, wenn die Spinne mit dem Kopfe in die Zelle hincinsieht, ferner die Beine etwas eingezogen hat.

Was nun die Nichtigkeit dieser besonders unter den Landleuten weit verbreiteten und zu Regeln gewordenen Annahmen anbelangt, so haben Erfahrungen, die zu machen ich vielfach Gelegenheit hatte, gelehrt, daß sie sich nicht nur in ihrem ganzen Umfange bestätigen, sondern sich sogar auch die Länge der Vorempfindung der Spinnen für den bevorstehenden Witterungswechsel ungefähr angeben läßt. Sie beträgt bei der Hausspinne (von der Kreuzspinne wollen wir hier absehen, da sich die Länge ihrer Vorempfindung für das kommende Wetter schwer berechnen läßt, weil zu sehr äußere Verhältnisse und Umstände mit in Betracht kommen) sogar achtunddreißig bis zweiundvierzig Stunden, länger also, wie es bisher die wissenschaftliche Meteorologie mit einiger Bestimmtheit anzugeben im Stande war.

Dubert G. Zimmermann.

Citronensaft, ein diätetisches Heilmittel.

Der Citronensaft ist bisher hauptsächlich in den Ländern, wo die Citrone wächst, als Volksmittel angewendet worden. In neuester Zeit hat er aber auch die Aufmerksamkeit der Aerzte vielfach in Anspruch genommen, seit man entdeckt hat, daß er gegen ansteckende und fieberhafte Krankheiten, wie sie in einzelnen Gegenden als einheimische vorkommen, wie gegen Cholera, gelbes und Weichelfieber, zu schützen vermag. Dieser Schutz soll sich auch auf andere Länder und andere ansteckende Krankheiten ausdehnen. Auch soll das Mittel seine Heilkraft in derartigen Krankheiten vielfach bewährt haben.

Dr. Tommasti, ein namhafter italienischer Gelehrter und Arzt, empfiehlt, den Saft in folgender einfachen Zubereitung anzuwenden: Man nimmt eine möglichst frische Citrone, schneidet sie in Stücke, überzieht sie mit einem halben Liter Wasser und läßt dieses bis auf ein Drittel eintochen, läßt es erkalten, drückt die Citronenstücke gut aus, preßt die Flüssigkeit durch Leinwand und läßt sie dann eine Nacht stehen. Sie kann dann mit Zucker versetzt werden. Man gibt sie thes- oder eßlöffelweise. Gewöhnlich gebraucht man indes den frisch ausgepressten Saft ohne weitere Zubereitung, häufig in ziemlich starken Gaben.

Gegen Skorbut gilt der Citronensaft für eines der sichersten Vorbeugungs- und Heilmittel. Die englischen und französischen Seeschiffe führen deshalb in neuerer Zeit stets Vorräthe dieses Mittels an Bord, aus denen regelmäßige Rationen an die Mannschaft vertheilt werden. Auf den Schiffen, wo dieser Gebrauch eingeführt ist, soll seitdem die gefürchtete Krankheit nicht mehr vorkommen. Der Saft wirkt blutreinigend und säureverbessernd.

Man gibt den Citronensaft auch bei Weichelfiebern, während der Hitze, rein oder mit Wasser verdünnt. Eine Mischung des Saftes mit schwarzem Kaffee soll sogar eine Radikalkur des Fiebers bewirkt haben.

Gegen hysterisches Herzklopfen, an dem nicht nur junge Mädchen und Frauen, sondern zuweilen auch junge Männer leiden, hat man den innern Gebrauch des Citronensaftes ebenfalls heilsam gefunden. Hier dürfte vielleicht am besten die oben angegebene Abkochung Verwendung finden. Dieses Mittel soll selbst in Fällen, wo alles Andere vergebens versucht worden war, noch günstig gewirkt haben.

Gegen akuten und chronischen Rheumatismus hat man schon früher den Citronensaft in ziemlich großen Dosen, bis zu 200 Gramm, mehrfach angewendet und Dr. Ringer macht neuerdings darauf aufmerksam.

Kürzlich wurde ein Bericht bekannt gemacht über die gründliche Heilung eines seit 20 Jahren bestehenden schweren Lichtleidens, die durch Anwendung von großen Dosen Citronensaftes bewirkt wurde. Der Kranke nahm nach und nach, stets steigend, den Saft von 6—25 Citronen täglich. Nur durch große Quantitäten des Saftes sollen solche Heilungen zu Stande kommen. Dabei wird sich natürlich immer fragen, wie der Kranke das Mittel in so großen Dosen verträgt.

Auch gegen Diphtheritis soll in neuerer Zeit der Citronensaft sowohl innerlich als zum Einpinseln mit Erfolg gebraucht worden sein. Der gekochte Saft dürfte aber besonders da, wo diese Krankheit epidemisch herrscht, als Vorbeugungsmittel, ebenso wie bei anderen epidemischen Krankheiten, zu empfehlen sein.

Gegen Brust- und Bauchwassersucht hat man den Citronensaft, in großen Dosen und anhaltend (von 100 bis 200 Stück Citronen binnen zwei bis drei Wochen) mit Zuckerwasser genommen, sehr empfohlen.

Außerlich dient der Citronen- und der mildere Pomeranzensaft zur Heilung von Hautjucken, Flechten und anderen langwierigen Hautauschlägen.

Zur Verhütung des Ausfallens der Haare und zur Beförderung des Wachstums wird von älteren Aerzten folgende Salbe empfohlen: Cantharidenalkohol 1 1/2 Quentchen, Citronensaft 1/2 Quentchen, Schweißessenz 2 Loth, Bergamott- und Citronenöl, von jedem 3 Tropfen. Diese Salbe wird früh und Abends an den Stellen, wo es nöthig ist, eingerieben.

Kindern, die schwer zahnern, läßt man mit Citronensaft das Zahnfleisch reiben, um zu fühlen, den Schmerz zu mildern und das Zahnfleisch mürber zu machen.

Lebensregel.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Bliz und Donner,
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Born und Unmuth,
Oder werden Thränen.

Freund, bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften,
Deine Stirn sei Sonne.

Gerben.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Entfernte Verwandtschaft.

Herr: Sind Sie mit der Dame verwandt?
Student: Nur sehr entfernt. Sie ist die Kaffeeschwester von der Schwester meines Gouleurbruders.

Eine „vertrunkene“ (wie Schöffel sagen würde) Festung. Als Friedrich der Große, so erzählt Bürgermeister Bassenge in seinen interessanten Mittheilungen über die Geschichte der Stadt Hirschberg, im siebenjährigen Kriege von dem General v. Jastrow, dem er das Kommando der Festung Schweidnitz übertragen hatte, Abschied nahm, richtete er an den General, dessen Schwäche er kannte, die Mahnung: „Jastrow, verkauft mir die Festung nicht!“ Die Bitte des Königs half nichts: als am 30. September 1761 die Oesterreicher unter Laudon Wälle und Mauern der Festung überstiegen, saß Jastrow noch ruhig bei den Karten und der Weinflasche, und er trennte sich nur von beiden, um in die Gefangenenschaft der Oesterreicher zu gerathen. So war die Festung, auf die Friedrich II. so großen Werth legte, in der That „verloren“.

„Scheiden thut weh!“ sagte mein Freund, als ihm der Zahnarzt einen Bierzadigen auszog.

Das Herz einer Kokette ist wie ein Omnibus, es ist immer noch Platz für Einen.

Ob es wahr ist?

Um zu erfahren, ob Jemand verheirathet ist oder nicht, hat man nur darauf zu achten, wie er — ein frisches Handtuch benützt. Nimmt er beim Abtrocknen sofort die Mitte in Gebrauch und wirft dann das rucklos zerschnittene Tuch auf den ersten besten Ort in der Nähe, so ist er bestimmt verheirathet, denn ein Ehemann fängt beim äußersten Zipfel des Tuches an und hängt dasselbe, wenn es keine Schuldigkeit gethan, immer wieder sein hässlich an den Nagel.

Höhere Tochter: Nun, Papa, wirst Du zufrieden sein!
Da sieh' mein Zeugniß: „Nationalökonomie, sehr gut; Astronomie, gut; Aquarellmalen und Musik, befriedigend“.

Papa: Schön, recht schön. Wenn nun Dein Zukünftiger noch etwas von der Haushaltung versteht, kochen und maschinen-nähen kann, so werdet ihr eine sehr glückliche Ehe führen.

Baron: Also Sie wollen meine Tochter glücklich machen?

Bedenklicher Freier: Ja, Herr Baron!

Baron: Dann heirathen Sie sie nicht!

Interessante Bücher.

Bei der großen Bedeutung, welche in den letzten zwei Jahrzehnten die Naturwissenschaften im gesammten modernen Leben gewonnen, dürfte ein Werk Karl Jacob's in Zweibrücken, betitelt: „Die Welt“ (Witzburg, Stahel), eine Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlussfolgerungen zum Verständnisse für Gebildete jeden Berufes — Anspruch auf Beachtung erheben. Der jetzt uns vorliegende erste Band, im Umfange von mehr als 800 Seiten Lexikonformat, enthält die Grundzüge der Naturwissenschaften und die Chemie. Das groß angelegte Werk ist anziehend und klar geschrieben, überaus inhaltsreich und in hohem Grade belehrend und orientirend. Diefem Bande sollen bald folgen in gleicher Behandlungsweise: die Physik, Astronomie, Meteorologie. Das Ganze wird ein gediegenes Stück der Hausbibliothek der Familie bilden.

Von Brockhaus' Konversationslexikon, ein Werk, auf welches das deutsche Volk stolz sein darf, hinsichtlich der Reichhaltigkeit, Gewissenhaftigkeit seines Textes, der Fülle von Illustrationen und dem edlen Charakter des ganzen Unternehmens, das nichts von Buchmacherei an sich trägt, sondern ein wirkliches, in allen Fächern des Lebens, des Gewerbes, der Technik und der Wissenschaften kundiger Freund und Rathgeber sein will und auch ist, sind jetzt die Hefte 157 bis 160 erschienen, also schon mehr als die Hälfte von dem auf 240 Hefte berechneten Werk. Lieferung 160 erstreckt sich bis zum Artikel Necropinger und zum ersten Bande. Mit 16 Bänden wird das Werk vollendet sein.

Der sehr regsame Verlag von H. Reclam in Leipzig, welcher sich das große Verdienst erworben hat, Allen, die es wünschen, eine vielseitige, gediegene, interessante Lektüre für ein geringes Geld zu bieten, hat jetzt von seiner Universalbibliothek eine weitere Folge von Bänden, 2011 bis 2020, herausgegeben. Wie reichhaltig diese „Bücherammlung“ ist, davon mag die Titellangabe der obengenannten Hefchen hier Zeugniß ablegen. Es liegen uns vor: „Ausgewählte Novellen“ von Castellanova, St. Reel's, „Geschichte des Don Carlos“ (Stoffquelle zu Schiller's „Don Carlos“), „Die Unglücklichen“, Lustspiel von A. v. Rogebue, „Irisches Vergnügen in Gott“ (Auswahl) von B. D. Brookes, „Italienische Bauernregeln“, Volksregeln aus Sizilien von G. Verga, „Sigralla“, eine Phantasie von Rydberg, „Der Lumpenjammer von Paris“, Schauspiel von Felix Ppat, „Auf dem Geldehose“, Novelle von A. Dygastinski, Christian Weise's „Schulkomödie von Tobias und der Schwalbe“ (aufgeführt 1682) und „Aus England“, Skizzen von Leopold Kallher. Die Werke aus der fremden Literatur sind gut übersetzt, die aus der einheimischen sorgfältig revidirt. Wir wünschen dem volksfreundlichen Unternehmen besten Fortgang.

Bilderräthsel



Schach.

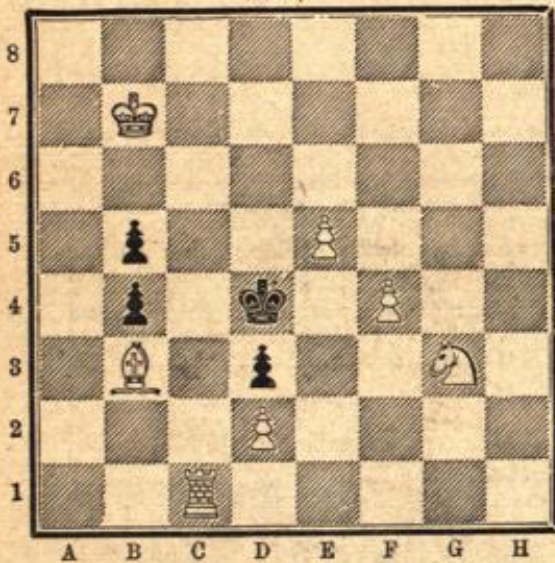
(Redigiert von Jean Dufresne.)

Dem künftlich erscheinenden empfehlenswerthen Werkchen: „Kleine Problematische, verfaßt von Hermann von Gottschall, Verlag von H. Köhner in Leipzig.“ entnehmen wir die folgende Aufgabe.

Aufgabe Nr. 1.

Von Hermann von Gottschall.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 12 in Nr. 46
vorigen Jahrgangs:

- 1) E. G. 6 — H. 8 1) A. B. 5 — C. 4.
2) E. H. 8 — F. 7 2) A. C. 4 nimmt D. 5, — D. 3
oder — B. 5.
3) A. D. 1 — B. 3, E. F. 7 — E. 5 oder E. F. 7 — D. 6 Matt.

Charade.

Nimm den Kopf weg meiner ersten Sylbe,
Und du preißest sie an Lust und Fröhlichkeit,
Doch du wiffst sie nicht bei Lieb' und Freundschaft,
Ja, die Bibel hat sie ganz verbannt.
Denn sie will das Ganze voll und ehrlich.
Meine zweite Sylbe zeigt den Mann dir,
Oder wenigstens ein männlich Wesen,
Denn nicht Alle, die sich also nennen,
Sind des stolzen Männernamens würdig.
Meine letzten sind gar nah' vertraut dir,
Und sie tragen willig deine Lasten,
Thun das Meiste in deinem Dienste;
Doch du mußt sie weißt auch wieder tragen,
Wißt du ihrer Treue recht gewiß sein.
Halte sie gesund und heil, das rath' ich,
Sonst veruntreu' leicht sie dir die Schätze.
Wär' mein Ganzes dir vielleicht Geliebte,
Deine Gattin oder auch die Tochter,
O, du Armer, auf die süße Ruhe
Ruht in deinem Hause du vergüßten.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. E. Delavigne in Bonn. Die französische Kolonie in Berlin besitzt ein Versammlungshaus. Die „Gesellschaft der Freude“ existiert noch, bisher in der Neuen Friedrichstraße, Berlin.
Hrn. Anton Krenmer in Amsterdam. Das österreichische Bundesgesehen wird in der Zeit vom 15. bis 18. August dieses Jahres in Innsbruck abgehalten. Sie werden unzweifelhaft, trotz der Zweifel, die niederwürdigste Aufnahme finden.
Frau Wittwe G. Geiser in Berlin. Wir rathen Ihnen zu Lindau im Bodensee.
Abonnent in Bielefeld. Sicherlich können vielgebrauchte Münzen Träger von Anstichungen sein, da die Geld in seinen Vertiefungen mancherlei Verunreinigungen beherbergt, aber angestrichen brauchen Sie deshalb nicht zu sein.
Frl. Emilie Rast in Wien. Trotzdem Sie uns keine Photographie mitgeschickt haben, erklären wir Sie für allerliebste schon aus dem Ton und Inhalt des Briefchens. Hinsichtlich des Autors haben Sie Recht.
Abonnent Gerhardt in Halle. Ihr uns schmeichelhaftes Vertrauen wird sicher nicht getäuscht werden.
Häckerbischen von der Händelburger Haide. Warum soll es diese nicht auch dort geben? Wir erinnern uns, nicht an der Grenze viele auffallend schöne und edel gefaltete Mädchen gesehen zu haben. Gelle!
Hrn. G. Müller in Bamberg. Sauer's „Italienische Konversationsgrammatik“ (Heidelberg, Grosse).
Kichtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zu gegangen von: Frl. Emma Garreis, Berlin; Elise Hampel, Hannover; Bertha Liesegang, Hamburg; Pauline Weymüller, München; Elise Probst, Brunn; Anna Raulbert, München; Eva Hartig, Bernburg; J. Weinert, Pardubitz; J. Gnaul, Schandau; Elise Morel, Charlottenburg; Frau Eveline Wagemann, Zürich; Amalie Kober, Ravensburg; Erna Leisten, Steint; Hrn. J. Grau, Ulm; A. Toubret, Berlin; G. Hollefreund, Halle; G. Meyerheim, Potsdam.
Abonnentin in Jever. So witzbegierig? Pfund kommt aus dem lateinischen pondo, von pendero (wägen), und Groschen aus dem spätlateinischen grossus (dick) — Rebenform von crassus — und be-

zeichnete den Gegenstand zur dünnen Goldmünze. Das wird Sie zufrieden stellen.

Hrn. Emil Grell in St. Gallen. Versuchen Sie die Farbemischgung durch Aufschlämme mit sehr verdünntem Chlorwasser und nachherigem Durchsieben in reinem Wasser gut zu machen. Vielleicht verliert die weiße Farbe dadurch den rothen Schimmer. Schade ist das allerdings bei einer weißen Wäsche nicht.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

H. F. J. in Moskau. Daß das Pincus'sche Verfahren gegen das Ausfallen der Haare (Wachsen mit einer zweiprozentigen doppelt-fahnenförmigen Natronlösung an drei auf einander folgenden Tagen und Einreiben des Kopfes mit Olivenöl am vierten Tage) die unangenehme Nebenwirkung haben könnte, schwarze Haare roth zu färben, war uns natürlich gänzlich unbekannt. Da wir überhaupt keine persönliche Erfahrung über das Verfahren besitzen und wir dasselbe ohne Uebernahme irgend einer Garantie angeben haben, so wenden Sie sich am besten an Dr. Pincus (Berlin) selbst.

H. R. R. Ohne Untersuchung der fraglichen Geschwulst kein Rath möglich.
Dr. Sch.

Anfragen.*

1) Wie kann man verdrückte Stubendecken, die aber alte schöne Malerei tragen, abreiben, daß sie heller werden? Die Malereien sind mit Oelfarbe auf Kalkgrund.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme dastehender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-Bonin. — Wohlstand und die Mittel zu seiner Beförderung, von Dr. M. Gollub. — Trost in Gottes Wort, Gedicht von G. Krüger. — Ein schmaler Reiter. — Die handliche Wäpfer, historische Novelle von Rother Eilke. — Aus dem Walzader, von Franz Jwan. — Pferdewort in Bayern, von Karl Albert Regner. — Stummbrüche. — Einmal's Schmelz, Roman von Oswald August König. — Aus Westfalen, von H. v. Hellwald. — Aus Natur und Leben: Die streu- und Winkelspinnen als Wetterpropheten, von Hubert G. Zimmermann; Gironensia, ein diätetisches Heilmittel. — Lebensregeln. — Humoristische Blätter. — Interessante Räthsel. — Bilderräthsel. — Schach. — Charade. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Ein schmaler Reiter, Originalzeichnung von Fr. Kunkel. — Pferdewort in Bayern, nach einem Gemälde von Hans Hölz. — Das Haus mit den zwei Eingängen: „Es ist ein schöner Junge“, sagte John. — Bilder aus Westfalen, nach Skizzen von Chr. Rohmann. — Bilder aus dem Walzader (Provins Pommern), nach Skizzen von F. Jwan.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Deutscher Dichterwald.

Lyrische Anthologie

von Georg Scherer.

Mit vielen Porträts und Illustrationen.
Zehnte Auflage.

In feinstem Leinwandband mit Goldschnitt und reicher Verzierung.
Preis 7 Mark.

Der „Bazar“ sagt über diese Gedichtsammlung: Nichten sich die Wünsche auf den Besitz einer Anthologie, so wollen wir auf den „Deutschen Dichterwald“ von Georg Scherer als auf eine der besten ihrer Gattung hinweisen. Der Autor der Anthologie ist selbst ein gemüthvoller, formgewandter Dichter, daneben tüchtiger Kenner des deutschen Volksliedes und seiner ästhetischer Kopf, daher seine Sammlung, wohl bewährt seit langen Jahren, sich heute schon in zehnter Auflage und sehr schönem festgewandten präsentirt und sicher noch manche weitere erleben wird.

Ankündigungen.

Die Smat gepackte Konparatseife oder deren Baum 1 Mark.

Die allein echte ENGLISCHE Kaltwasserseife ist Sinclair's.

SINCLAIR'S

Die beste und wirksamste Seife für Wäsche im Hause.

Erspart Geld, Mühe, Zeit, Feuerung und Verdruss.

Kaltwasserseife

Ist jetzt in fast allen Colonialwaren- und Droguen-Handlungen zu haben.

Fabrikant: JAMES SINCLAIR, Southwark, LONDON.
VOR NACHAHMUNG WIRD GEWARNT.

Einfache, doppelte od. amerikanische Buchführung	
Correspondenz	durch prämiirten
	— brieflichen —
Rechnen etc.	Unterricht, gratis
	Prospect u. Probefrist.
Probe-Lectio	Erstes kaufmänn.
(für Schlässer)	Unterrichts-Institut
Gratis	„Postfach“ in Wien.

PATENT-
Besorgung und Verwertung:
J. Brandt, Civil-Ingenieur,
Berlin SW., Anhaltstrasse 6.Epilepsie (Fallsucht).
Krampfleidende erhalten
gratis Anweisung zur radikalsten Heilung von Dr. philos. Quante, Fabrik-
besitzer in Warendorf, Westfalen.
Referenzen in allen Ländern.Sechsmal prämiirt mit ersten Preisen
Violinen.

Das Beste und Billigste der
Neuzeit, von 6-30 A. berühmte
Meister 30-300 A. Bratschen, Celli
und Bässe, Bogen 1 1/2-50 A. Equis
3 1/2-40 A. Zithern 16-200 A. Gitarren
6-50 A. Vorzügliche Saiten.
Alle Blas-Instrumente. Die patentirte
Stumme Violine u. Studiren (eigene
Erfindung). Reparatur-Atelier.
Empfehl. von Wilhelm, Sarasate, Savet,
Singer etc. Garantie. Wiederverkäufer
haben. Preisconrants franco.
Gebrüder Wolff,
Saiten-Instrumenten-Fabrik,
Kreuznach.

Schönheits- u. Gesundheits-Seife.
Beste Desinfections-Toiletten-Seife, Aertztl.,
sowie v. d. ersten wissenschaftl. Instituten des
In- u. Auslandes empfohl. Einzig sicheres Mittel
zur Befreiung d. Haut v. Mitesser, Finnen, Som-
mersprossen, Flechten, Pickeln etc. Die zarteste
Haut kann tagl. damit gewaschen werd. Geg.
Einsend. v. 1 Mark (60 Kr.) in Briefmark. o. Baar
franco zu beziehen von
Ferdinand Springer in Detmold.

150 Briefmarken für 1 Mk.
Alle garantirt echt,
alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien,
Chili, Java, Brasilien, Australien, Sardinien,
Rumänien, Spanien, Viet. etc. H. Wiering in
Hamburg.



Zwanzigjähriger Erfolg!

Das bis jetzt bekannt, einzig wirklich
sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. Roden's

Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb
4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jah-
ren. Absolut unschädlich für die Haut. Distributoren
Berlind. Hagen A. 2. 50. Doppeltlocon A. 4.
Allein echt zu beziehen von Giovanni
Gorghi in Gola a. R. p. Eau de Cologne
und Parfümeriefabrik.



Spezialarzt Dr. med. Meyer,

Berlin, Leipzigerstr. 91. heilt auch brieflich alle Arten von Nervenleiden, Frauen- und Haut-
krankheiten, sowie Schwäche, Rückenmarksleiden, Herzerkrankungen, selbst in den hartnäckigsten
Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge.

Rheinwein.

Gegen Einleitung von M. 25 verleihe in-
klusive Flasch ab hier 50 Liter selbstgeköhlerten,
guten und abgelagerten Rheinwein, für
dessen absolute Reinheit und Güte ich garantire.
Friedrich Lederhos,
Ober-Jugelsheim a/Rhein.

Gesucht

Agenten und Reisende zum Verkauf von
Kaffee, Thee u. Reis an Private gegen ein
Fium von 300 A. u. gute Provision. 40
Hamburg.
D. Stiller & Co.

30 Bild. 1. Cottaden D. 12. urtheile Buch
75 St. M. n. Graunzammer 50 St.
Bilder und Thee. Katalog gratis.
Artst. Institut 5 Aschaffenburg.

Echte Briefmarken!

Brasilien 12 versch. 40 Pf. — Siam
Bulgarien 10 v. 50 Pf. — Siam
3 v. 50 Pf. — Persien 4 v.
50 Pf. etc. Preisliste grat. u. franco.
Ernst Hayn, Berlin N., Zubalidenstrasse 15.

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78. Friedrichstrasse 78.

Illustrierte Prachtwerke

aus dem Verlag der
Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Grosse Pracht-Bibel mit den Bildern von Gustav Doré. Zwei Foliobde. M. 105 bis M. 125. — Ebers, Aegypten
in Bild und Wort. Zwei Foliobände. M. 115. — Ebers und Guthe, Palästina in Bild und Wort. Zwei Foliob-
bände. M. 115. — Ebers-Gallerie. Grossfolio-Ausgabe in Mappe. M. 60. — Goethe's Werke. Fünf Bände. M. 60.
— Schiller's Werke. Vier Bände. M. 48. — Shakespeare's sämtliche Werke. Vier Bände. M. 40. — Müller, Kriegs-
geschichte 1870/71. M. 15. — Schubert, Müllerlieder. M. 18. — Doré-Märchen. M. 12. — Hauff's Märchen. M. 12.
— Doré-Münchhausen. M. 9. — Giacomelli, Idylle aus der Vogelwelt. M. 10. — Meding, 88 Jahre in Glaube,
Kampf u. Sieg. M. 3. Sämtlich in prachtvollem Original-Einband. Vornehmste Geschenkwerke.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger) in Stuttgart.